



März 2016 – Nr. 14

Robert Bosch Stiftung



Zwei Preisträgerinnen 2016

machen dieses *chamisso* zu einem Doppelmagazin!



Viele Kulturen – eine Sprache



Impressum

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion

Irene Ferchl, Frank W. Albers, Julia Teek

Gestaltung

r²|röger & röttenbacher, Büro für Gestaltung, Leonberg Abbildungen/Fotos

Yves Noir (1, 5, 6/7, 8, 9, 10, 12, 15, 18, 19)

Dank

Café finovo, Berlin Buchhandlung Buch|Bund, Berlin Bertram von Boxberg, Kirchhofsverwaltung, Ev. Zwölf-Apostel-Kirchengemeinde, (Alter St.-Matthäus-Kirchhof)

© 2016 bei den Autoren, Fotografen und dem Herausgeber Alle Rechte vorbehalten www.bosch-stiftung.de

Die Mitarbeiter dieser *Chamisso*-Ausgabe

- :: Franco Biondi wurde 1947 in Forli (Italien) geboren und emigrierte 1965 nach Deutschland. Neben einer Tätigkeit als »Gastarbeiter« holte er das Abitur nach, studierte Psychologie und arbeitete als Familientherapeut. Seit den 1970er Jahren schreibt er Gedichte und Prosa, 1987 erhielt er zusammen mit Gino Chiellino den Adelbert-von-Chamisso-Preis. Zuletzt erschien sein Roman Die Unversöhnlichen.
- **:: Klaus Hübner**, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an inund ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbertvon-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

- **:: Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.
- :: Wiebke Porombka, geboren 1977 in Bremen, arbeitet nach Stationen als Regie- und Dramaturgie-Assistentin an verschiedenen deutschsprachigen Theatern und als Mitarbeiterin am Institut für Neuere deutsche Literatur der Humboldt-Universität Berlin heute als Literaturkritikerin, unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, DIE ZEIT und den Deutschlandfunk.
- :: Galsan Tschinag, richtiger: Irgit
 Schynykbajoglu Dshurukuwaa, wurde
 Anfang der 1940er Jahre im AltaiGebirge in der Westmongolei geboren.
 1961 kam er nach Leipzig, lernte Deutsch,
 studierte Germanistik und schreibt seit
 dieser Zeit auf Deutsch. 1992 wurde er
 mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis
 ausgezeichnet. Neben seiner schriftstellerischen Arbeit engagiert er sich für
 die Völkerverständigung und arbeitet
 als Schamane.

Ciamos Sprache Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie sich erst einmal gewundert? Wir sind der Meinung, dass zwei Hauptpreisträgerinnen in diesem Jahr eine besondere Form der Präsentation erfordern, und haben dazu ein Chamisso-Magazin zum Wenden gestaltet, mit zwei gleichgewichtigen Hälften.

Auf dieser Seite beginnt es mit einem Porträt der renommierten, vielfach ausgezeichneten Schriftstellerin und Übersetzerin Esther Kinsky. Die Dichterin Uljana Wolf, die sich in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Lyrik-Szene einen Namen gemacht hat, lernen Sie kennen, sobald Sie das Magazin umdrehen.

Beider Leben und Arbeiten ist von Ortswechseln geprägt, die ihnen einen neuen Blick, ein neues Denken ermöglichten – diese Erfahrung teilen die beiden diesjährigen mit früheren Chamisso-Preisträgerinnen und -preisträgern. Wir stellen Ihnen in diesem Magazin vier von ihnen vor, zwei Schriftstellerinnen und zwei Schriftsteller, die 2016 ihren 70. Geburtstag feiern können, in alphabetischer Reihenfolge: Gino Carmine Chiellino, Zsuzsanna Gahse, Ilma Rakusa und Rafik Schami. Geboren sind sie in Forli in Italien, in Budapest, im slowakischen Rimavská Sobota und in Damaskus in Syrien. Über zahlreiche Stationen in den verschiedensten Städten und Ländern sind sie nach Deutschland oder die Schweiz gekommen und haben in der deutschen Sprache eine neue Heimat gefunden.

In unserer Reihe über unbekannte und kleinere Sprachen schreibt der Schriftsteller und Chamisso-Preisträger des Jahres 1992, Galsan Tschinag, über das Tuwinische oder D'wa d'l. Und wir erinnern an den viel zu früh verstorbenen Romancier Dante Andrea Franzetti, der die Auszeichnung 1994 erhielt. Auch er war einer, der sich, zweisprachig deutsch-italienisch aufgewachsen, als Wanderer zwischen den Sprachen und Kulturen, zwischen Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum sah.

Wir wünschen Ihnen mit diesem Chamisso-Magazin ein anregendes Lesevergnügen

llve Othile Balt

> Leiterin des Themenbereichs Gesellschaft Robert Bosch Stiftung



4 Ein Herz sich erfinden, das an der Ferne hängt Ein Porträt der Schriftstellerin Esther Kinsky Von Wiebke Poromkba



10 Instabile Texte
Zsuzsanna Gahse
zum 70. Geburtstag
Von Klaus Hübner



14 Am Ufer der interkulturellen Literatur Zum 70. Geburtstag von Gino Carmine Chiellino Von Franco Biondi



17 D'wa d'l = Die Sprache, manchmal als Tuwinisch bezeichnet
Eine kleine, unbekannte Sprache
Von Galsan Tschinag

20 Viele Kulturen – eine Sprache Die Preisträger von 1985–2002

Ein Herz sich erfinden, das an der Ferne hängt

Esther Kinskys Weg über die Fremde hin zu den verborgenen Schichten der eigenen Erinnerung

Von Wiebke Poromkba

Dem Schreiben von Esther Kinsky wohnt eine auf den ersten Blick paradox anmutende Gegenbewegung inne. Auf der einen Seite stiftet ihr Schreiben stets einen Bezug zu den verborgenen Schichten der eigenen Vergangenheit; die Landschaft etwa, in der man aufgewachsen ist, empfindet sie als prägend für das eigene Denken und Wahrnehmen. Im Falle der 1956 in Engelskirchen Geborenen ist diese Landschaft das Bergische Land, der Rhein und sein Nebenarm, die Agger, entlang derer sie schon als Kind ausgedehnte Spaziergänge unternahm.

Auf der anderen Seiten vollzieht das Schreiben, wie auch das Übersetzen, durch das sich Kinsky zunächst einen Namen machte, immer ein Sich-Aussetzen im Fremden, in einer fremden Landschaft, vor allem aber: in einer fremden Sprache, deren »Wie des Meinens« – so nennt Kinsky es in dem Band Fremdsprechen aus dem Jahr 2013 – es zu erfassen gilt. Das Erkunden des Fremden und das Eröffnen von Zugängen zum Eigenen stehen dabei in einem permanenten Wechselverhältnis. Erst von dieser Fremde aus lässt sich ein Weg finden, eben nicht nur das Andere zu erkunden, sondern ein Wahrnehmungsfenster hin zur eigenen, womöglich verlorenen Erinnerung.

Esther Kinsky hat sich selbst immer wieder für längere Lebensabschnitte in andere Sprachräume begeben. Von 1990 bis 2004 lebte sie in London und war

Die Mutter- oder auch Großmuttersprache war als privates Idiom für das Übersetzen und Schreiben reserviert

in diesen Jahren vor allem als Übersetzerin aus dem Polnischen, Russischen und Englischen tätig; unter anderem hat sie Romane von Magdalena Tulli, Joanna Bator und Olga Tokarczuk übertragen. Während dieser Zeit bewegte Kinsky sich also gleichsam in einem Sprachdreieck aus ihrer Muttersprache Deutsch, der Alltagssprache Englisch und der Sprache derjenigen Bücher, die sie gerade übersetzte. Eine Sprache, die nicht nur die jeweilige Landessprache war, sondern die individuelle poetische Sprache des Originals. »Meine eigene, meine Mutter- oder auch Großmuttersprache«, schreibt Kinsky in Fremdsprechen, »war ein privates Idiom, nur fürs Übersetzen und Schreiben reserviert, und sie trat in einen Dialog mit den polnischen Worten, Sätzen, Bildern, die in meinem persönlichen Sehnsuchtsgelände zwischen Dnjepr und Weichsel verankert waren. Aus, oder besser gesagt, unter diesem über die beschriebene Kluft der Unvereinbarkeit hinweg geführten Dialog der polnischen und deutschen Klänge und Wörter bewegte sich ein Strom der Erinnerungen, Bilder, auch Worte in den Stimmen meiner Großeltern, meines Vaters, die mir - ohne in irgendeinem Sinn-





verhältnis zum übersetzten Text oder den jeweiligen Benennungs- und Formulierungsschwierigkeiten zu stehen - Worte eingaben.«

Losgelöst von bisherigen Gewissheiten, lauschend auf unbekannte Worte und unvertraute Laute

Auch wenn Kinsky neben dem Übersetzen schon immer auch eigene Texte geschrieben hat, scheint doch ihr erster und wie alle anderen ihrer Bücher bei Matthes & Seitz Berlin erschienener Roman Sommerfrische aus dem Jahr 2009 durch einen neuerlichen Ortswechsel motiviert zu sein. Auf ihre Zeit in England folgten Jahre in Ungarn, in Budapest und vor allem in der südungarischen Tiefebene Banat, einer ungarisch-rumänisch-serbischen Grenzregion.

Sommerfrische erzählt von einer Welt, in der die alten Strukturen im Zerfallen begriffen sind, einer Welt im Umbruch von Kommunismus zu Kapitalismus. Ein rasanter, unaufhaltsamer Wandel eigentlich, der in diesem Roman nur durch die alles lähmende Hitze des Sommers noch für eine Weile aufgehalten wird. Ähnlich losgelöst von bisherigen Gewissheiten scheint die Erzählerin, die sich, als auf die unbekannten Worte und die unvertrauten Laute der Natur Lauschende, in diese Welt hineinbegibt.

Die Sprache dieses Romans lässt die Hitze, die das Gras verdorren lässt und den Boden zerfurcht, unmittelbar präsent werden. Beinahe wäre man versucht zu sagen, die Sprache ist ebenso reduziert, karg vielleicht sogar, ebenso konzentriert wie die brütende Atmosphäre, die über der südungarischen Tiefebene liegt. Das Wundersame indes ist, dass es Kinsky gerade durch Dichte und Reduktion gelingt, ihre Sätze poetisch leuchten zu lassen, die Unwirtlichkeit ins Wirt-



liche und Reichhaltige zu verwandeln, durch Wortschöpfungen - animiert durch die fremden Idiome, die sie Tag für Tag aufschnappt und erst allmählich zu verstehen beginnt - eine ganz und gar eigenwillige Sprache zu finden, die mitunter selbst unbekannt erscheint, deren Klang und Bedeutung aber dennoch etwas anschlägt im Leser. Eine Sprache, die man unmittelbar begreifen kann.

Auch für das Leben und Schreiben Esther Kinskys in Ungarn gilt das fortwährende Wechselspiel von Unvertrautem und Vertrautem, im Großen und im Kleinen. In dem Band Fremdsprechen illustriert sie dies mit einer Szene, die ihren Ausgang auf dem balkanischen Markt in Budapest nimmt. Hier stellt Kinsky glücklich fest, nach Jahren mit englischen »loaf«, nun längliche, dunkel glänzende Roggenbrote mit »kreisförmigen Rillen in der Kruste« erstehen zu können. Genauso wie das Brot selbst, liebt sie das Wort für dieses Brot: »kenyér«, und freut sich fortan über jede Gelegenheit, es

verwenden zu können, »Als meine Tochter zu Besuch kam«, berichtet Kinsky weiter, »und das Brot mit dem Ausruf >Oh, German bread! quittierte, war ich anfangs empört, weil es sich ja schließlich um ein Produkt eines faszinierenden Halb-Balkans Budapest handelte, aber dann wurde mir klar, dass ich den Namen (kenyér) liebte, weil mich die Eigenschaften des damit Bezeichneten an meine Kindheit erinnerten.«

Und so lässt sich aus dieser kleinen, beinahe nebensächlichen Episode herauslesen, wie in der Wahrnehmung von Esther Kinsky das Eigene und das Fremde, das Vergangene und die Gegenwart miteinander verwoben sind: »Die Verbindung von Erinnerung - an Geschmack und Konsistenz - und Fremde - die Balkanik Budapests in den neunziger Jahren - hatten ›kenyér‹ zu einem neuen Inbegriff gemacht, einem Namen, den ich so mit Gefühlen und Erwartungen ausgestattet hatte, dass er zum Träger einer eigenen kleinen Welt wurde.«

Diesen ganz eigenen Welten, die immerzu zwischen Vertrautem und Fremdem changieren, vermag Esther Kinsky durch ihre tiefe Durchdringung verschiedener Sprachschichten eine berückende Sinnlichkeit zu verleihen. Nicht eigentlich ein Spannungsverhältnis ist es, das sich in ihren Texten auftut, denn das implizierte etwas Angestrengtes. Vielmehr scheint die Textbewegung ein beständiges Wogen zwischen diesen Polen zu sein, ein Auf- und Abschwingen wie das der Flügel von Vögeln, die in ihren Texten immer wieder auftauchen, wie das Vor- und Zurückfließen der Brandung. So heißt es etwa in dem Lyrikband Aufbruch nach Patagonien (2012): »Ein herz sich erfinden/das an der ferne hängt/diesen muskel/im eigenen dunkel zum /kompass ernennen/der immer ins andere zeigt ins/ anderswo anderwann immer/dem auge voraus immer /die landschaft absuchend/nach verlorenem immer/ sein eigener widerhall.«

Das Wechselspiel von Fremdem und Vertrautem bleibt in Bewegung, im Fluss

Das Aufleuchten des Vergangenen, der eigenen Kindheit, das für Kinsky mit dem Beobachten und In-Worte-fassen einhergeht, ist nicht zu verstehen als ein abschließbarer Prozess, im Sinne der romantischen Idee von der Rückkehr zum paradiesischen Urzustand oder gar der Wiederentdeckung einer idealen, ursprünglichen Sprache. So wie auch die romantische Idee eine Verheißung ist, so bleibt das Wechselspiel von Fremdem und Vertrautem bei Esther Kinsky eine Bewegung, die das Wahrnehmen, Denken, Schreiben in Gang hält. Oder vielmehr: im Fluss.

Der Fluss ist im gleichnamigen, im Jahr 2014 erschienenen Roman das wesentliche, den aus poetischen Schichten, Reflexionsbewegungen und Wahrnehmungsläufen dicht gewebten Text strukturierende Denkbild. Nicht um die Agger ihrer Kindheit handelt es sich, sondern um den Londoner River Lea, der weitaus weniger bekannt ist als die Themse.

Auch in diesem Roman erschafft Esther Kinsky, ähnlich wie in *Sommerfrische*, eine Protagonistin, die sich in eine selbstgewählte Unsicherheit, auf unsteten Grund begibt: »Ich hatte mich nach Jahren aus dem Leben, das ich in der Stadt geführt hatte, herausgeschnitten wie einen Schnipsel aus einem Landschaftsoder Gruppenfoto. Betreten über den angerichteten



büther

:: Karadag Oktober 13.

Aufzeichnungen von der kalten Krim (zusammen mit Martin Chalmers). Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2015

:: Am Fluß.

Roman. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2014

:: Fremdsprechen.

Essays. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2013

:: Naturschutzgebiet.

Gedichte. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2013

:: Aufbruch nach Patagonien.

Gedichte. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2012

:: Banatsko.

Roman. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2011

:: die ungerührte schrift des jahrs.

Gedichte. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2010

:: Sommerfrische.

Roman. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2009

Schaden an dem Bild, das ich hinterlassen hatte, und ungewiss, wohin es diesen herausgeschnittenen Teil verschlagen sollte, lebte ich provisorisch.«

Auf den ausgedehnten Spaziergängen der Erzählerin am River Lea, an dessen Ufern sich das Schwemmgut der urbanen Zivilisation ablagert, markiert der Fluss gleichsam eine Grenze, eine Art Bühnenrampe, durch die der Bildausschnitt auf der anderen Seite umrissen und damit erkennbar und beschreibbar wird. »Der Fluß trug den Himmel, die Bäume am Ufer, die vertrockneten kolbenartigen Blüten der Wasserpflanzen, die schwarzen Vogelschnörkel auf den Wolken. Zwischen dem leeren Land auf der Ostseite des Flusses und den Siedlungen und Fabriken auf der anderen Seite fand ich Stücke meiner Kindheit wieder, andere aus Landschafts- und Gruppenfotos herausgeschnipselte Teile, die sich zu meiner Überraschung hier niedergelassen hatten.«

Im Gespräch über ihren Roman *Am Fluß* erklärt Esther Kinsky, dass die Frage für sie zentral sei, wie »man wieder Zugang zu Erinnerungen« bekomme. »Das Nachvollziehen dieses Prozesses ist für mich wichtig. Was mich mehr interessiert als die Frage, ob mich dies



an jenes erinnert, ist die Frage, wie komme ich an diese Erinnerungen, an diese über Jahre verschlossene Schublade in meiner Erinnerung. Warum tut die sich auf einmal auf, wenn ich hier über diesen kleinen Fluss auf die andere Seite sehe oder der Himmel ein bestimmtes Licht hat.«

Wenn das Marschland, das den River Lea umgibt, von Wasser unterspültes, schwankendes Gelände ist, so steht es ähnlich auch um die Stellung der Erzählerin selbst, die sich herausgerissen hat aus den festen Zusammenhängen. In dieser Unsicherheit ist es die



Sprache, die ihr immer wieder Halt verleiht. »Man kann natürlich nichts festschreiben«, sagt sie, »aber man kann im Benennen, im Niederschreiben Realitäten schaffen, Wirklichkeiten festhalten oder auch nur vermeintlich. Das Wort hat eine Beständigkeit im wahrsten Sinne des Wortes, die dann diesem materiellen Boden überlegen ist.«

Wer die Bücher von Esther Kinsky liest, erfährt von dem Glück, sich ins Unsichere zu begeben und sich dabei von ihrer Sprache, in einem leichten Wogen, halten zu lassen.

Instabile Texte

Zsuzsanna Gahse zum 70. Geburtstag

Von Klaus Hübner

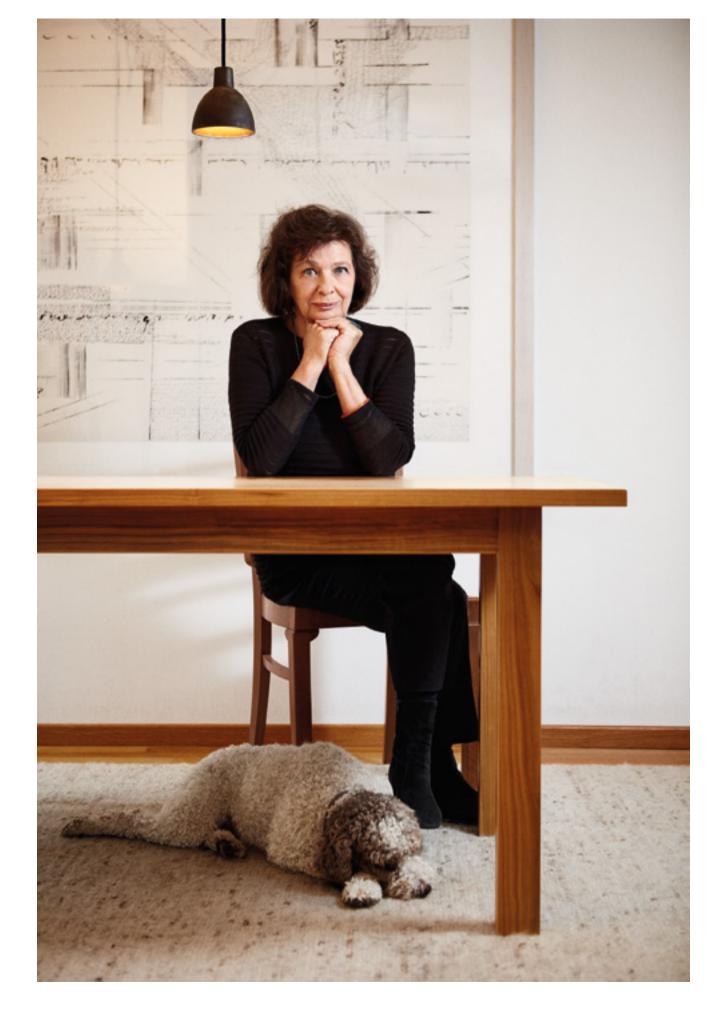
Wahrscheinlich hat jeder eine etwas andere Vorstellung davon, was eigentlich eine Dame ist. Für mich ist das sonnenklar. Eine Dame? Zsuzsanna Gahse! Eine stets die Contenance wahrende, eine charmante, elegante und witzige, eine außergewöhnlich kluge und ungemein belesene Frau, die nicht in irgendeinem Elfenbeinturm wohnt, sondern in Müllheim im Thurgau. Und im Hier und Jetzt. Eine Dame mitten im Leben, der nichts Menschliches fremd ist. Eine Künstlerin, die seit vierzig Jahren ungeheuer produktiv ist und ein nur noch für Experten einigermaßen überschaubares Werk geschaffen hat. Eine moderne, die herkömmlichen Grenzen der Gattungen souverän ignorierende Schriftstellerin und eine begnadete Übersetzerin aus dem Ungarischen noch dazu.

Als sie 2006 den Chamisso-Preis bekam – erst 2006, wie man sagen muss –, hat Péter Esterházy, von dem sie wichtige Texte übersetzt hatte, eine vielbeachtete Laudatio gehalten. Und man hat sie ausdrücklich für eines ihrer besten Prosawerke ausgezeichnet: durch und durch. Müllheim/Thur in drei Kapiteln (2004). Ein luftiger Durchgangsort ist ihr in hochreflektierten Sprachmäandern und Prosagirlanden geschildertes Müllheim, ein Ort, in dem sich Alltag und Literatur gegenseitig spiegeln und Lokales plötzlich zu Globalem wird. Ein tolles Buch, dieses durch und durch!

Geboren wurde Zsuzsanna Gahse mitten in Budapest. Nach den Ereignissen von 1956 – der Chamisso-Preisträger György Dalos hat sie in 1956 – Der Aufstand in Ungarn detailliert beschrieben – emigrierte ihre Familie nach Wien. Fortan bewegte sich Zsuzsanna Gahse in einer deutschsprachigen Welt, zu der man ja bekanntlich sogar das Wienerische rechnet. In einem Interview hat sie das so beschrieben: »Ein unvergessliches Erlebnis war es, ins Deutsche vorzupreschen. Wie in eine Wolke ging ich in die Sprache hinein, und diese Wolke riss immer mehr auf, und dann konnte ich in der neuen Sprache frei herumspazieren. Unvergesslich ist das Gefühl dieser Unabhängigkeit, nach etwa einem halben Jahr. Aber das Aufreißen der Wolken hört nie auf. Ganz gleich, wie gut man eine Sprache kennt. Auch über meine zehn chinesischen und die fünfzig russischen Wörter bin ich glücklich. Sprachen sind Ausdrucksmöglichkeiten. Jede einzelne Sprache ist eine Möglichkeit«.

Hinter den Schreibstil einer Gertrude Stein kann man nicht mehr zurück

Bald nach der Gymnasialzeit, in der sie ein Deutschlehrer zum Schreiben ihres ersten und einzigen Romans ermuntert hatte, ging Zsuzsanna Gahse nach Deutschland. Und gelangte, mit diversen Zwischenstationen, irgendwann an Neckar und Nesenbach. Das Feuilleton der Stuttgarter Zeitung bot ihrem Schreiben ein Forum, Hannelore und Heinz Schlaffer machten ihr Mut. 1983 erschien das Prosabuch Zero, vom kongenialen Lektor Hansjörg Graf im damals noch existierenden List Verlag durchgesetzt und sogleich von bekannten Kritikern hoch gelobt. Zsuzsanna Gahse bekam den Aspekte-Literaturpreis des ZDF und war plötzlich eine allseits bewunderte und begehrte Schriftstellerin. Ihre Prosatexte, die von Liebe und Einsamkeit, von Leichtigkeit und Melancholie, oft auch



von Heimatlosigkeit und Heimatsuche handeln und auf ganz ungewöhnliche Art und Weise Szenen des Alltags schildern, sind keine im Sinne des 19. Jahrhunderts runden, abgeschlossenen Geschichten. Eher Entwürfe. Die Autorin hatte die Literatur der Moderne des frühen 20. Jahrhunderts studiert und dabei peu à peu ihren ganz eigenen Schreibstil ausgebildet - einfache Handlungen, einfache Syntax und meist auch einfaches Vokabular, fragmentarische, mehrfach gebrochene, keinesfalls eindimensional strukturierte Prosagebilde. Immer wieder, wenn sie nach ihren Vorbildern befragt wird und in ihren Antworten Dante oder Cervantes, E.T.A. Hoffmann, Hugo von Hofmannsthal oder Federico García Lorca herausstellt, wird sie einen Namen nicht vergessen: Gertrude Stein, die »Mutter der Moderne«. Hinter deren Schreibstil kann man, da ist Zsuzsanna Gahse ganz sicher, nicht mehr zurück. Auch wenn viele Leserinnen und Leser das gerne hätten. Mit diesem künstlerischen Selbstverständnis schreibt man keine Bestseller. Doch genau damit entstehen Prosatexte höchster Qualität, die ästhetisch auf der Höhe der Zeit sind. Die Erzählung Berganza zum Beispiel (1984) oder die im wunderschönen Band Stadt, Land, Fluss versammelten Geschichten (1988). Die Passepartout-Prosa (1994) und den Kellnerroman (1996) nicht zu vergessen, der ebensowenig ein ausschweifender Roman ist wie ihr viel späteres Werk Oh, Roman (2007). Nein, so richtig dicke Bücher gibt es von Zsuzsanna Gahse nicht. Nur gute.

Eine Hommage an den großen Strom Donau aus 27 Sprachwürfeln

Zum Beispiel Instabile Texte zu zweit (2005), wo sich wiederum eher Spuren von Geschichten finden als definitiv Fertiges. Und wo sehr deutlich wird, dass Alltagsereignisse für Zsuzsanna Gahse immer auch, und vielleicht sogar grundsätzlich, Sprachereignisse sind. Ganz offenkundig wird das in einem weiteren herausragenden Werk: Donauwürfel (2010). Donau plus Würfel, eine zuvor noch nie gehörte Kombination – und doch ist die Sache ganz einfach: Zehn Silben mal zehn Zeilen bilden ein Quadrat, zehn Quadrate einen Würfel, und aus 27 solchen Sprachwürfeln besteht diese Hommage an den mächtigen Strom, der den Schwarzwald mit Budapest und letztlich mit dem Meer verbindet. Gerade wegen dieser strengen Vers- und Sprachform, in die man sich übrigens ohne Mühe ein-



liest, fließt und mäandert die aus Wörtern und Sätzen geschaffene Donau, nimmt andere Flüsse in sich auf, beherbergt rätselhafte Tiere wie die Huchen, lässt Menschenschicksale, Brücken, Inseln, Fähren, Städte, Dörfer, Sprachen und Kulturen, ja ganze Vergangenheiten vorüberziehen. Vor allem aber lässt sie tausend Assoziationen zu - allein die Namen: »Neben der Donau gibt es andernorts/die Duena, die Dwina, den Dnepr,/ den Don. Merkwürdig wie sich die Namen/ähneln, und am Ende heißen alle/Flüsse gleich, ursprünglich einfach nur Fluss«. Leuchtende Erinnerungssplitter tauchen auf und wieder unter, Erzählinseln bilden sich und werden wieder überflutet. Die Würfel geben dem Fließenden, Zufälligen, Sich-Verändernden Form und Halt - und bleiben gleichzeitig so beweglich wie das Wasser selbst. Idyllen schreibt Zsuzsanna Gahse nicht: Da fordert das Hochwasser seine Opfer, die berühmten Donauwelse schnappen sich kleine Kinder, man fischt die Selbstmörder aus dem Strom und bestattet sie auf dem Friedhof der Namenlosen, Hunnenhorden brandschatzen die Ufersiedlungen, gewaltige Bomben zerstören serbische Donaubrücken, und im sechsundzwanzigsten Würfel ist sogar die Apokalypse nicht fern. Ein Sprachfeuerwerk.

Wie auch das *Südsudelbuch* (2012), ein »Sudelbuch« im Sinne Lichtenbergs – aber nicht nur: Notizen und Notate dominieren zwar, aber es gibt auch eine lose zusammenhängende Geschichte. Man erfährt von

3. WÜRFEL

1.

Schon mit Siebzehn war er auf dem Schiff, fing als Schiffsjunge an, war bald braungebrannt, auf dem Kopf eine Schildmütze, und die Uniformhose trug er ohne Hemd, sobald es warm war, im Sommer immer.

Am Landungssteg – wobei das Schiff ständig zu halten hatte – warf er die Taue, und man sah seinen Rücken, den schönen glatten Rücken, die Schulterblätter in Bewegung. Gleich darauf drehte er sich

2.
um, schaute einen mit braunen Augen
an und sagte, aussteigen bitte. Den
Sommer lang jede Viertelstunde die
dicken Taue werfen, ziehen, um die
Poller wickeln, warten, weiterfahren,
in die Sonne schauen oder tief ins
Wasser und unabhängig bleiben. Die
älteren Matrosen mochten ihn auch.
Der Stefan, sagten sie, der Junge bringt
es noch weit, und er kam bis zum Schwarzen

3.
Meer, dann war er verschollen. Aber die anderen Matrosen fuhren mit mir an einem freien Sonntag zu einer Insel, brieten Fische am offenen Feuer und sprachen freundlich, als hätte mich der Stefan persönlich verlassen. Hat er auch, meine ich jetzt. Er war damals ein Abtrünniger, Donau abwärts. Ich wiederum habe später andere Donau aufwärts verlassen. War auch nicht

4.

gut. Jedenfalls war der Stefan einer, der nicht untergeht, dachte ich, während andere im Wasser landen wollen.
Eine junge Ärztin hatte sich erst vergiftet, und um sich rein zu waschen, stürzte sie sich bei Kelheim von einer Brücke hinab. So helfen die Brücken, auch so und überbrücken sonst zum Glück die Abgründe, so dass man trockenen Fußes über das Wasser kommt, ...

Ausschnitt aus dem dritten von 27 Donauwürfeln à zehn Quadraten

bücher

- Auswahl -
- :: JAN, JANKA, SARA und ich. Edition Korrespondenzen, Wien 2015
- :: Die Erbschaft.

Mit Zeichnungen von Anna Luchs. Edition Korrespondenzen, Wien 2013

:: Südsudelbuch.

Edition Korrespondenzen, Wien 2012

:: Donauwürfel.

Edition Korrespondenzen, Wien 2010

:: Das Nichts in Venedig.

Verlag Martin Wallimann, Alpnach, 2010

:: Erzählinseln.

Reden für Dresden. Thelem Verlag, Dresden 2009

:: Oh. Roman.

Edition Korrespondenzen, Wien 2008

:: Instabile Texte zu zweit.

Edition Korrespondenzen, Wien 2005

:: durch und durch, Müllheim/Thur in drei Kapiteln.

Edition Korrespondenzen, Wien 2004

meist in den Süden Europas führenden Streifzügen einer namenlosen Ich-Erzählerin mit offenbar ungarischem Hintergrund, die allerdings »alles andere als eine Ausländerin« ist, »da man mir erst sagen müsste, wo mein Ausland und wo mein Inland liegen«. Die in den Dresdner Vorlesungen skizzierten poetologischen Überlegungen - nachzulesen in dem aufschlussreichen Band Erzählinseln (2009) - werden in wortverliebter. federleichter und wunderbar poetischer Prosa zum literarischen Glänzen gebracht. Die spanische Sprache, die »gut in einen ungarischen Mund« passt, spielt eine wichtige Rolle. Hymnen auf die Mehrsprachigkeit tauchen öfter auf, manchmal auch Sprachphilosophisches und, kein Wunder bei dieser Literatin: Bücher. Zuallererst der Don Quijote. Viel zu früh ist das Südsudelbuch zu Ende: »Nie werde ich tausend Seiten schreiben, um etwas zu begründen. Über nichts möchte ich tausend Seiten schreiben«.

Mindestens eine Passage aus diesem Buch betrifft auch *Die Erbschaft* (2013) sowie Zsuzsanna Gahses jüngstes Werk *Jan, Janka, Sara und ich* (2015): »Was ich damit sagen will? Damit? Ich will nur sagen, was ich sage, man braucht das nicht zu deuten«. Das nehme ich mir zu Herzen – und wünsche mir zugleich, dass diese weltzugewandte Budapester Dame aus dem Thurgau noch viele aufregende Texte schreibt. Nicht um sie zu deuten, sondern um sie mit Genuss zu lesen.

Am Ufer der interkulturellen Literatur

Zum 70. Geburtstag von Gino Carmine Chiellino

Von Franco Biondi

Neulich stieß ich in einem der zahlreichen Essaybände, die Gino Carmine Chiellino seit Anfang der 80er Jahre veröffentlicht hat, auf das Foto seiner Ankunft am Düsseldorfer Bahnhof im Juli 1969. Auf diesem Foto ist zu sehen, wie er mit kritischen Blicken einen Mann mit Ponyfrisur mustert. Es wirkt so, als wolle er ergründen, was sich hinter dem zugewandten Gesicht seines Gegenübers verbirgt. Der jüngste Sohn einer kalabrischen Bergbauernfamilie, der schwierige Jugendjahre in einem katholischen Internat verbracht und an der Universität La Sapienza im Rom der 68er Jahre studiert hatte, hatte offenbar schon damals gute Gründe, genauer zu schauen, wie Personen in einem fremden Umfeld sich ihm gegenüber verhalten.

Dass Chiellino in ein katholisches Internat geschickt worden war, um ihn aus der generationsübergreifenden Zange »Armut als Bauer oder Emigration« zu befreien, erwies sich einerseits als frommer Wunsch einer Bauernfamilie. Denn sie schien nicht erkannt zu haben, dass Italien ein Land ist, das sich verändert, ohne sich zu verändern, und dadurch vielen seiner Landeskinder ein Recht auf Zukunft verweigert. Andererseits konnte seine Familie darauf vertrauen, dass Chiellinoegal wo-sich seinen Lebensweg erkämpfen würde. Während er bestrebt war, sein Studium ordentlich voranzutreiben, war die Mehrzahl der Professoren- und Studentenschaft ihrer Ideologie so zugewandt, dass sie dem Bauernsohn Steine in den Weg legte.

Sein Lebensprojekt auf ein solides Fundament zu setzen, geschah dann doch in einer der beiden Familientraditionen: in der Emigration, die sich in Deutschland schnell in Einwanderung verwandelte. Inzwischen ist Chiellino ein interkultureller Großvater geworden, mit Enkelkindern in Deutschland und demnächst einem Enkel in England, wohin seine zweite Tochter ausgewandert ist.

Sein Lebensprojekt ist das interkulturelle Leben und Schreiben geworden. Zuerst wollten nicht nur die revoltierenden Studenten im Rom der 68er-Ära mit ihrem pseudorevolutionären Eifer ihn daran hindern, seinem Studium regelmäßig nachzugehen, später, in den 70er und 80er Jahren, zeigten selbst die wohlwollenden Bürger in Deutschland Unverständnis oder gar offene Ablehnung gegenüber seinem Projekt. Chiellino musste in seinem Leben eine Reihe von Hindernissen hinnehmen, aber eine Kämpfernatur wie er lässt sich nicht von seinem Weg abbringen.

Das Wort muss als eine Grundlage des Schreibens gelebt werden

Seit 1980 ist Gino Chiellino einer der führenden Vertreter, Förderer und Kritiker der Literatur jener Menschen, die seit den Römischen Verträgen (1955) nach Deutschland eingewandert sind. Als Literaturwissenschaftler hat er durch seine umfangreichen Publikationen entscheidende Impulse zur Erforschung der interkulturellen Literatur in Europa gegeben. Als Intellektueller, der von Antonio Gramsci geprägt wurde, arbeitet er an der Ausformung einer interkulturellen Ästhetik. Als Dichter entwickelt er ein lyrisches Werk, das neue Akzente in der deutschsprachigen Literatur setzt.

In dieser Hommage an Chiellinos Werk möchte ich seine Hauptthese unterstreichen, dass das Wort gelebt werden muss und demzufolge interkulturelle Autoren ein bi- bzw. multikulturelles Gedächtnis als Grundlage ihres Schreibens besitzen, aus dem Meisterwerke hervorgehen können. Umgekehrt können aus Anpassungsdruck und/oder Gefälligkeitsmanier bestenfalls gefällige Produkte entstehen. Ein ästhetischer Wert



liegt vor allem dann vor, wenn der Leser als offener Gesprächspartner in einem Werk die interkulturellen Spuren ausmachen kann.

Es ist schon bemerkenswert, dass seinerzeit, nachdem Chiellino sich in Vergleichender Literaturwissenschaft habilitiert hatte und zahlreiche Publikationen auf diesem Gebiet nachweisen konnte, seine Bewerbung auf einen Lehrstuhl für interkulturelle Literatur mehrfach abgelehnt und für diese Stelle monokulturelle Kandidaten ausgewählt wurden. Beachtenswert ist auch, dass die Stadt Augsburg, in der er seit rund dreißig Jahren wohnt, lehrt, literarisch und kulturell präsent ist, ihm den Bertolt-Brecht-Preis hartnäckig verweigert. Schließlich hat sich bis zum heutigen Tag kein Verlag bereit erklärt, seine literaturkritische und literarische Arbeit kontinuierlich zu unterstützen.

Aus dem soeben dargelegten Hintergrund heraus leiten sich seine persönlichen Forschungen und über die Leitung der Forschungsgruppen »parola vissuta« an der Universität Augsburg viele Ergebnisse ab, die auf der Basis von Werk- und Sprachanalysen der deutschen interkulturellen Literatur vor allem Folgendes festhalten: Die Mehrzahl der publizierten Werke der zeitgenössischen interkulturellen Autoren lässt ihre interkulturellen Quellen brach liegen und strengt sich eher an, in einer Literaturlandschaft zu gefallen, die die Bestätigung abgenutzter Schablonen feiert - und Selbstbestätigung sucht.

Dabei bleibt Chiellino seinem Vorhaben treu und komponiert Lyrik (und seit geraumer Zeit Prosa) als Markierung einer interkulturellen Welt und als Auslotung von Sprachgrenzen. Wie in seiner Jugend vom »scheinheiligen« Klerus und später von einer Studentenschaft, die sich nach ihrer »revolutionären« Phase in der postmodernen Epoche auf den Sesseln der Macht niedergelassen hat, lässt sich Chiellino auch heute von angeblichen Freunden der interkulturellen Literatur nicht aufhalten. Er (er)findet Wege und Umwege, um ein Projekt voranzutreiben, das heute nicht nur mehr allein sein Projekt ist.

Nun wird Chiellino siebzig und sagt denselben Satz wie vor dreißig Jahren: »Abgesehen von den Fehlern ist mein Deutsch perfekt«. In diesem Sinne webt er Gedichte wie dieses:

Im Juni

Es wird Juni in meinen Gedanken, die Schwalbe fliegt kräftig und tief, das Gerstenfeld nimmt sie unversöhnt auf.

Berauscht vom Surren der Pappel stehe ich am Rande meiner Gedanken.

Sie sind mir willkommen im Juni mit der Empörung des blauen Himmels.

Es ist deutlich, dass der Dichter und Forscher im Sommer seiner Existenz unverändert voller Energie sein Umfeld erkundet, aber die *Landschaft aus Menschen und Tagen* weigert sich, ihm zu geben, was ihm Entfaltungsmöglichkeiten sichert – einzig der Intellekt gibt ihm die Nahrung für seine kräftigen und tiefen Flüge.

Die Empörung einer Dichterseele auf der Suche nach dem interkulturellen Ort ist nur eine Seite seiner vielschichtigen Aktivität. Auf einer anderen Seite des Prismas geht es schlichtweg um die Zugehörigkeit, nicht nur um die zu einer deutschen Lyriktradition, sondern auch um die Zugehörigkeit zu einer kalabrischen Handwerkerkultur, um eine ästhetische Meisterschaft in der Handarbeit, wie Chiellino sie in Form und Wort sucht. Im Gedicht »Die Schreinerwerkstatt« lese ich:

Im Schatten meiner Gedanken kehre ich täglich zu der Werkstatt des Meisters und ihren Düften zurück.

Wenn der Augustmond in der Werkstatt eindringt, teilen sich Lehrling und Werkzeuge die Sehnsucht nach dem Meister.

Ein moderner Dichter deutscher Sprache wird siebzig. In und um sich schauend, schaut er zurück und ins Hier und Jetzt:



büthei

- Auswahl -
- :: Landschaft aus Menschen und Tagen. Gedichte. Edition Lyrik Kabinett. C. Hanser, München 2010
- :: Als Dichter in Deutschland. Scrivere poesia in Germania. Zweisprachige Anthologie mit Gedichten italienischer AutorInnen. Thelem Universitätsverlag, Dresden 2010
- :: Weil Rosa die Weberin.Gesammelte Gedichte 1977–1991.Thelem Universitätsverlag, Dresden 2005
- :: Ich in Dresden.
 Eine Poetikvorlesung. Thelem Universitätsverlag, Dresden 2003
- :: In Sprache Leben. Meine Ankunft in die deutsche Sprache.

Prosa. Gedichte. Essays. Thelem Universitätsverlag, Dresden 2003

- :: **Liebe und Interkulturalität**. Essays 1988–2000. Stauffenburg Verlag, Tübingen 2001
- :: Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Hrsg. von Carmine Chiellino. J. B. Metzler, Stuttgart 2000

Im Kern

Entkernte Lebensbilder und Körperhülsen liegen als zerschellte Spiegelsplitter um mich herum, in jedem von ihnen erkenne ich meine Zeit.

Bereinigt von Erwartungen und Geboten, Loyalitäten und Einbildungen, unfähig zu lieben, zu urteilen, zu handeln erschaudert der Kern, der mich ausmacht.

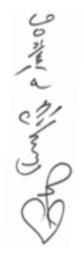
Und sobald er nach vorne schaut:

Er vertraut sich dem Blick an der Wünsche hinter seinem Lächeln lesen kann, und verlässt täglich das Haus.

Gino Carmine Chiellino hat als Lyriker, Literaturwissenschaftler und Intellektueller ein Ziel vor Augen: die interkulturelle Literatur zu bereichern. Nach meinem Ermessen ist es ihm mehr als gelungen. Aber noch sind die nach Anpassung strebenden Kräfte stark, die das zu torpedieren beziehungsweise zu ignorieren suchen. Die Zeit wird zeigen, wer sich durchsetzt. ::



D'wa d'l = Die Sprache, manchmal als *Tuwinisch* bezeichnet



Die Sprache, die Galsan Tschinag in unserer Reihe über kleine, unbekannte Sprachen vorstellt, wird von rund 300 000 Menschen gesprochen, wohnhaft hauptsächlich in Ostsibirien; der Rest lebt in der Mongolei und in Westchina als von ihren Staaten bisweilen nicht anerkannte nationale Minderheiten.

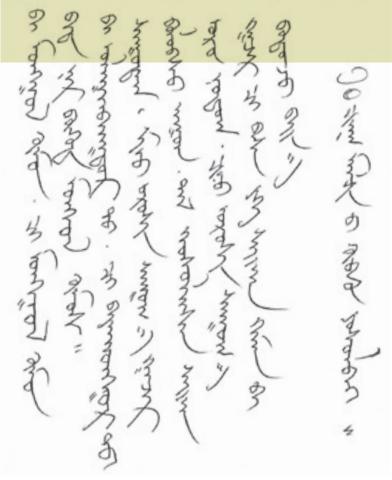
Von Galsan Tschinag

In meiner Muttersprache sage ich: *Men d'wa men*: Ich bin ein d'wa. Die Mehrzahl davon: *Bisder d'walar bis*. Wer Türkisch kann, versteht es, trotz der kleinen Lautverschiebungen: Der Ankara-Türke sagt *ben* für unser *men* und *bisler* für unser *bisder*, denn d'wa d'l ist ein alttürkischer Dialekt. Anthropologisch scheinen die d'walar jedoch zur mongoliden Rasse zu gehören.

Bislang habe ich mich vorgestellt: Ich bin ein *Tuwiner*. Den Wortstamm dazu entnahm ich als Student dem Russischen. Denn dort hieß ein Mann aus dem Land, zu dem die Russen *Tuwa* sagen, *tuwinez* und das Adjektiv dazu *tuwinskij*. Später gab ich mich auch als einen *Tuwamann* und noch später als einen *Tuwa* aus. Neuerdings gehe ich an die Sache ganz einfach nach der Aussprache heran: *Men d'wa men*.

Diese Unsicherheit rührt von zweierlei her. Erstens kommt in allen Turksprachen ein Selbstlaut vor, der dem Mongolischen wie auch allen indogermanischen Sprachen fehlt. Das ist jener Laut, der im Unterschied zum I (in *Hihi*) mit geöffneten Lippen ganz am Ende der Zunge gebildet und von Ohren Anderssprachiger wie ein dumpfes U aufgenommen wird - oder aber erst gar nicht erfasst zu werden vermag. Mein Vater hatte einen Namen, in welchem dieser Laut zweimal vorkam. Nach dem obigen Selbsthilfemuster würde ich ihn nun Sch'n'k schreiben. In den ersten Jahren habe ich den mir fehlenden Laut mit Y fixiert, also: Schynyk. Später habe ich erfahren, dass sich die heutigen Türken mit einem I ohne Punkt oben behelfen. Nach dieser Methode könnte ich nun schreiben: Schinik. Nun, wenn ich das soeben Geschriebene vor mir sehe, zögere ich jedoch, der Schreibweise meiner mächtigen Verwandten zu folgen, da ich doch sehe, dass mein Behelfsbuchstabe eher einem kleingeschriebenen L ähnelt als dem, den ich wiederzugeben versuche.

Zweitens gibt es einen historisch-politischen Faktor: Dschingis Khan, »Der All-Einzige Kaiser«, unterwarf zuallererst das d'wa-Land im Norden und nannte



Ein Beispiel von Galsan Tschinag in altmongolischer Reiterschrift: Sie wird von oben nach unten und von links nach rechts gelesen und stammt aus Dschingis Khans Zeiten, wo der Schreiber neben dem Herrscher ritt, um alle seine kostbaren Worte sofort festzuhalten, deren Inhalt Gesetz war.

einander auf dem Handy an und verstehen dabei sofort, ob der am anderen Ende frei ist: Antwortet er auf meine Anmeldung hin auf Mongolisch, dann weiß ich, er ist es nicht, und schalte rasch ins Mongolische um. Das Gleiche, wenn wir untereinander in einem lebhaften Gespräch sitzen, und plötzlich betritt ein Unbekannter die Jurte. Das ist von uns nicht erst untereinander abgesprochen, das weiß jeder. Ein Pflichtgefühl gegenüber der Mehrheit und der Ordnung der Dinge muss uns, den Angehörigen der Minderheit, schon angeboren sein. Die Uiguren, Tibeter und Mongolen in China, die *d'walar* in Russland werden uns verstehen.

es in uriankaen kizgaar um. Die uriankae waren aber ein mongolischer Stamm, der seinem eigenen sehr nah stand und dessen Männer sich im Krieg als besonders gewandt erwiesen. Und kizgaar ist auf Mongolisch Gebiet. Diese Bezeichnung, aufgedrückt auf die erste gewichtige Kriegsbeute, sieht zunächst wie eine Anerkennung der Tapferkeit seiner treuen Untertanen aus. Es steckt jedoch mehr dahinter, wenn man sie im Zusammenhang mit späterem bringt: Der große Stratege hatte erkannt, dass ihm mit der Eroberung eines tapferen Volkes mit dem sagenhaft schönen Land ein fetter, fester Brocken zur Gründung seines künftigen Weltreiches gelungen war, und damit dieses geschlossen mongolisch bliebe, sollte alles, was dazu gehört, mongolisch benannt sein. So geschah es dann auch: China wurde zu kitad, Russland zu orus, Usbekien zu sartuul, der indische Subkontinent zu dshagar, Arabien zu missir - alles waren vom Sieger zugeteilte Bezeichnungen. Und wer sich seinem neuen Namen widersetzt und zu dem alten greift, wird sofort als Verletzer der Staatsordnung angesehen.

Ich weiß, wovon ich rede – ja, wir *d'walar* sind mit dem Schicksal belegt, von Kindheit an aufzupassen, wann wir *d'walar* sein dürfen: Meistens nur untereinander, wenn kein Fremder dabei ist. Heute rufen wir





Von Zedenbal, der 44 Jahre lang den Staat führte, bekam ich 1977 in Gegenwart seines ganzen Politbüros den Kopf gewaschen, indem er auf meine Dreistigkeit hin, ihm zu sagen, ich bin ein Tuwa, mit gespreiztem Zeigefinger wiederholt in Richtung meiner Augen stach, ja bohrte, und mich anschrie: »In der ganzen Mongolei gibt es keinen einzigen Tuwa! Kapiert?«

Wir *d'walar* haben im vergangenen Vierteljahrhundert unter der Demokratie einiges erreicht, verfügen nun über eine Grundschule, in der unsere Kinder erst-

malig auf d'wa d'l, in der eigenen Sprache, unterrichtet werden. Die Lehrkräfte werden in der russischen Teilrepublik Tyva (ausgesprochen: d'wa) ausgebildet.

Eine völlig anders strukturierte, für Europäer sehr schwierige Sprache

Seit sieben Jahren feiern wir jeden Sommer zwei Tage lang ein eigenes Kunst- und Kulturfestival, zuletzt unter Beteiligung von vier Ländern: Aus allen Teilen der Mongolei eilten an die tausend Stammesgenossen herbei, aus der Republik Tyva kam eine 60-köpfige Delegation, es erschienen nebst den Botschaftern der Türkei und Kasachstans zwei Mitglieder des mongolischen Parlaments und die Gouverneure von Bezirk und Landkreis. Zur Festivaleröffnung erhoben wir uns samt unseren Gästen und sangen unsere eigene Hymne Men d'wa men, »Ich bin ein d'wa«. Übrigens übernahm die Republik Tyva dieses Lied vor drei Jahren auch als ihre Nationalhymne. Und unser Fest klang mit der

sowjetisch, nun russisch. Bevor er die Volksrepublik einkassiert, schickt der Kreml den Turkologie-Professor Palmbach dorthin, zur Erfindung einer Schrift. So kommen dortige *d'walar* zu der russisch-kyrillischen Schrift, mit drei zusätzlichen Buchstaben. Es ist in der ganzen Landesgeschichte die erste Schrift, nun sogar eine halbwegs eigene, damit öffnet sich die Tür zu einer neuen Ära. Doch darf man dabei zweierlei nicht vergessen: Erstens wird durch die Einführung einer fremden Schrift der eigenständige Geist der Nation an den anders gearteten fremden gekettet. Zweitens werden nach der vorgegebenen Rechtschreibung die weichen Laute wie d, g, dsh zu t, k, tsch gewaltsam verhärtet, so wird aus d'wa ein tuwa. Was aber weniger am inneren Gesetz der »Spendersprache« als an der herrschenden Ideologie der Zeit gelegen haben muss, die Mut, Härte, Schärfe - alles zu Kampf und Sieg Erforderliche, anstrebte.

Zum Schluss kleine Sprachproben: Meen ad'm Oolak - »Mein Name (ist) Oolak«. D'wa dshurttung ulug mögesi Gök deersining üsch uruunung hendshesinen









Einweihung eines Reiterdenkmals aus, das einen unserer Vorfahren darstellt und in seiner künstlerischen Schönheit ganz westmongoleiweit seinesgleichen sucht.

Im Stenogrammstil einiges zum Land: Im Zeitraum vom zweiten bis vierten Jahrhundert als Tobareich erstmals erwähnt; jahrhundertelang unter mongolisch, mandschu-chinesischer Herrschaft untergetaucht; von 1921 bis 1944 als selbständige Volksrepublik bekannt im Westen unter dem Namen Tannu-Tuwa-, dann

üngen biree men - »D'wa Land-des groß Ringer-dessen Gök nennen-man-des drei Töchter-dessen jüngst-derenaus gekommen-heraus einer bin«, oder in verständlicherem Deutsch: »Bin einer, entschlüpft der Jüngsten der drei Töchter des großen Ringers des D'wa-Landes, mit Namen Gök«. Also eine ganz anders strukturierte, für Europäer recht schwierige Sprache!

Viele Kulturen eine Sprache

Seit 1985 ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende, auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache. Die Auszeichnung wird jährlich im Rahmen einer Festveranstaltung in München vorgenommen.

Die Preisträger werden von einer Jury ausgewählt. Aktuell wirken in der Jury mit: Dr. Wolfgang Herles, Michael Krüger, Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, Dr. Wiebke Porombka, Denis Scheck, Dr. Insa Wilke und Feridun Zaimoglu.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

1985 Aras Ören Rafik Schami (Förderpreis)

1986 Ota Filip

1987 Franco Biondi Gino Chiellino

1988 Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989 Yüksel Pazarkaya Zehra Çırak (Förderpreis)

1990 Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991 Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992 Adel Karasholi Galsan Tschinag

1993 Rafik Schami İsmet Elçi (Förderpreis)

1994 Dante Andrea Franzetti †
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995 György Dalos László Csiba (Förderpreis)

1996 Yoko Tawada Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997 Güney Dal José F. A. Oliver Jiří Gruša (Ehrengabe) †

1998 Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999 Emine Sevgi Özdamar Selim Özdogan (Förderpreis)

2000 Ilija Trojanow Terézia Mora (Förderpreis) Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001 Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002 SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)



HEFT DREHEN
UND VON VORNE WEITERLESEN!





März 2016 – Nr. 14

Robert Bosch Stiftung



Zwei Preisträgerinnen 2016

machen dieses *chamisso* zu einem Doppelmagazin!



Viele Kulturen – eine Sprache



Impressum

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion

Irene Ferchl, Frank W. Albers, Julia Teek

Gestaltung

r²|röger & röttenbacher, Büro für Gestaltung, Leonberg Abbildungen/Fotos

Kai Nedden (1, 5, 6, 7, 8/9)

Peter-Andreas Hassiepen (11) Yves Noir (14, 17)

© 2016 bei den Autoren, Fotografen und dem Herausgeber Alle Rechte vorbehalten www.bosch-stiftung.de

Die Mitarbeiter dieser Chamisso-Ausgabe

- **:: Sabine Berking** studierte Slawistik und Anglistik in Leipzig, Woronesh, St. Petersburg und Chicago. Sie unterrichtet am Institute for the International Education of Students (IES) in Berlin. Seit vielen Jahren arbeitet sie auch als Literaturkritikerin für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Sie ist Mitglied der Jury für den Brücke Berlin Literaturund Übersetzerpreis sowie für den Nelly-Sachs-Preis für Literatur der Stadt Dortmund.
- :: Klaus Hübner, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an inund ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift Fachdienst Germanistik und Sekretär des Adelbertvon-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

- **:: Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.
- :: José F.A. Oliver wurde 1961 in
 Hausach im Schwarzwald geboren,
 wo er als freier Schriftsteller lebt und
 als Kurator das von ihm initiierte
 Literaturfestival Hausacher LeseLenz
 organisiert (www.leselenz.com). Außer
 dem Adelbert-von-Chamisso-Preis
 erhielt er den Kulturpreis des Landes
 Baden-Württemberg (2007) und den
 Basler Lyrikpreis (2015). Im März erscheint sein neues Buch 21 Gedichte aus
 Istanbul, 4 Briefe und 10 Fotow:orte.
- **:: Ulrich Rüdenauer**, Jahrgang 1971, arbeitet in Bad Mergentheim und Berlin als freier Autor, unter anderem für *Süddeutsche Zeitung, taz*, Deutschlandfunk und SWR. Er ist Kurator der Lesereihe »Literatur im Schloss« in Bad Mergentheim.

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie sich erst einmal gewundert? Wir sind der Meinung, dass zwei Hauptpreisträgerinnen in diesem Jahr eine besondere Form der Präsentation erfordern, und haben dazu ein Chamisso-Magazin zum Wenden gestaltet, mit zwei gleichgewichtigen Hälften.

Auf dieser Seite beginnt es mit einem Porträt der Dichterin Uljana Wolf, die sich in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Lyrik-Szene einen Namen gemacht hat. Die renommierte Schriftstellerin und Übersetzerin Esther Kinsky lernen Sie kennen, sobald Sie das Magazin umdrehen.

Beider Leben und Arbeiten ist von Ortswechseln geprägt, die ihnen einen neuen Blick, ein neues Denken ermöglichten – diese Erfahrung teilen die beiden diesjährigen mit früheren Chamisso-Preisträgerinnen und -preisträgern. Wir stellen Ihnen in diesem Magazin vier von ihnen vor, zwei Schriftstellerinnen und zwei Schriftsteller, die 2016 ihren 70. Geburtstag feiern können, in alphabetischer Reihenfolge: Gino Carmine Chiellino, Zsuzsanna Gahse, Ilma Rakusa und Rafik Schami. Geboren sind sie in Forli in Italien, in Budapest, im slowakischen Rimavská Sobota und in Damaskus in Syrien. Über zahlreiche Stationen in den verschiedensten Städten und Ländern sind sie nach Deutschland oder die Schweiz gekommen und haben in der deutschen Sprache eine neue Heimat gefunden.

In unserer Reihe über unbekannte und kleinere Sprachen schreibt der Schriftsteller und Chamisso-Preisträger des Jahres 1992, Galsan Tschinag, über das Tuwinische oder D'wa d'l. Und wir erinnern an den viel zu früh verstorbenen Romancier Dante Andrea Franzetti, der die Auszeichnung 1994 erhielt. Auch er war einer, der sich, zweisprachig deutsch-italienisch aufgewachsen, als Wanderer zwischen den Sprachen und Kulturen, zwischen Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum sah.

Wir wünschen Ihnen mit diesem Chamisso-Magazin ein anregendes Lesevergnügen

We Othe Balt

Leiterin des Themenbereichs Gesellschaft Robert Bosch Stiftung



4 Zwischen den Orten, zwischen den Sprachen zu Hause Ein Porträt der Dichterin Uljana Wolf Von Ulrich Rüdenauer



10 Rafik Schami zum Siebzigsten Porträt eines gar nicht unpolitischen Autors
Von Sabine Berking



Es gibt das Lied der Ilma Rakusa, das singt, sie singt Zu ihrem 70. Geburtstag Von José F. A. Oliver



- 17 Nachruf

 Zur Erinnerung an Dante Andrea Franzetti

 Von Klaus Hübner
- 19 Neuerscheinungen, Auszeichnungen, Termine
- 20 Viele Kulturen eine Sprache Die Preisträger von 2003 2016

Zwischen den Orten, zwischen den Sprachen zu Hause

Ein Porträt der Dichterin Uljana Wolf

Von Ulrich Rüdenauer

Die Eigenart des Waldes bestehe darin, zitiert Uljana Wolf den Philosophen Gaston Bachelard, zu gleicher Zeit geschlossen und allseitig geöffnet zu sein. Der Eindruck der Ordnung kommt auf, wenn man den Wald von außen oder oben betrachtet: ein definierter, streng begrenzter Raum, in dessen Innerem man aber verloren zu gehen droht. Je tiefer man in den Wald eindringt, desto auswegloser und verwirrender das Dickicht. Es gibt keine vorgezeichneten Pfade, keine begradigten Wege, kein festes Maß für den Baumwuchs. Die Dichte des Walds vermag ein Dunkel zu schaffen, das geheimnisvoll, geradezu mystisch erscheint; eine Lichtung wiederum gewährt den Blick ins Unendliche. »Ein Prosagedicht ist so«, meint Uljana Wolf: »Ein in sich offener, untopografierter Raum, nicht wie das Gedicht in Verse vorstrukturiert...«

Die Dichterin Uljana Wolf beschreibt in ihrem Essay *Box Office* jenes Mischwesen aus Poesie und Prosa, jene ungebundene, verslose und doch ganz geometrisch angeordnete Form, die Metrum und Zeilenbruch abschwört, um größtmögliche innere Freiheit zu gewinnen. Als Baudelaire seinem Verleger Arsène Houssaye seine Prosagedichte der Sammlung *Spleen de Paris* sandte, fügte er ein paar bezeichnende Zeilen hinzu: »Mein lieber Freund, ich schicke Ihnen eine kleine Arbeit, von der man nicht sagen sollte, sie besitze weder Kopf noch Schwanz. Das wäre ungerecht, da doch, im Gegenteil, alles an ihr zugleich Kopf und Schwanz ist, und zwar abwechselnd und jeweils aufeinander bezogen.«

Eine träumerische Offenheit, nicht mit Willkür zu verwechseln

Uljana Wolf findet in ihrer poetischen Erforschung des Prosagedichts viele weitere Gewährsleute, die immer auch auf der Hut waren vor ihren Kritikern: Dass es nämlich weder Kopf noch Schwanz besitze oder eben beides, kann durchaus gegen das Prosagedicht verwendet werden. Und doch erkennen Wolf und ihre Ahnen darin eben jenes subversive Potential, mit dem sowohl Genregesetze als auch Lesererwartungen unterlaufen werden können. Proëme (Friederike Mayröcker), Maulwürfe (Günter Eich), Kurzschlüsse (Ilse Aichinger) oder Käfig mit durchlässigen Stäben (Uljana Wolf) - der kompakte Textblock, die Box, kann alles enthalten, verschiedenste Textsorten, unterschiedlichste Konzepte, narrative und lyrische Stilmittel wie Binnenreime und Alliterationen oder gar nichts davon. »Im Herzen all dieser Spielarten aber liegt die anarchistische Weigerung, Codes zu gehorchen, ein Formwille, der zugleich polymorph und amorph ist, permanent in Bewegung.«

Möglicherweise ist die Box das Gehäuse, in dem sich besonders Gedichte von Menschen einrichten können, die zwischen den Orten und zwischen den Sprachen zu Hause sind. An Nicht-Orten oder an allen Orten. Uljana Wolf gehört zu diesen Menschen, zu diesen Dichterinnen.





1979 in Berlin geboren, studierte sie unter anderem in Krakau. Heute lebt Wolf mit ihrem Mann, dem Lyriker Christian Hawkey, und ihrem Kind in den Sommermonaten in Berlin, im Winter in Brooklyn; dazwischen führen sie Reisen nach Los Angeles, nach Malmö oder Oslo. Mit dem Schreiben hat sie in einem Umfeld begonnen, das in den letzten zehn Jahren für eine Verlebendigung der Lyrikszene gesorgt hat: Mit befreundeten Autoren wie Daniela Seel, Steffen Popp oder Alexander Gumz verbindet sie vielleicht weniger poetische Verwandtschaft, aber doch eine ähnliche ästhetische Haltung; Seel wurde zu ihrer Verlegerin. Alle Bücher von Uljana Wolf sind bei kookbooks erschienen, einem Künstler-Kollektiv, das sich eher als »Dichter-Selbstverteidigung« (Seel) versteht denn als Verlag.

Gleich mit ihrem ersten Gedichtband wurde Uljana Wolf sehr bekannt (nicht nur in jenem kleinen Zirkel, für den Lyrik zur existenziellen Grundversorgung gehört): kochanie ich habe brot gekauft erkundet die eigenen Spuren im Unbekannten, genauer: in Polen. »so bildet die fremde/gespräche aus«-mit diesen Zeilen beginnt ihr Debüt, das ihr 2006 die renommierteste Auszeichnung für Lyrik einbrachte, den Peter-Huchel-Preis. In kochanie ich habe brot gekauft ist es die Spannung zwischen zwei Sprachen, zwei Kulturen, zwei unterschiedlichen historischen Entwicklungen, die tief hinein spielt ins eigene Leben. Bei ihren Reisen nach Polen suchte die Dichterin auch den Wohnort ihrer Großeltern in Schlesien auf. Väter, Großväter und Urväter geistern durch ihre Gedichte, die noch eine traditionellere Form besitzen, aber doch schon alle wesentlichen Motive und Impulse ihres Schreibens enthalten - vor allem jene träumerische Sprachen-Offenheit, die nicht mit Willkür oder Beliebigkeit verwechselt werden darf.

»What's your name when you're at home«, lautet das Motto des Bandes, ein Zitat des Dramatikers Tom Stoppard. Literatur ist eine Möglichkeit, Namen und Heimat zu suchen, zu geben, sich zuzuschreiben. Und diese klingenden Namen und blinden Heimatflecken auch immer wieder zu wechseln, aus der Unsicherheit und Verstörung, die mit solchen Zuschreibungen verbunden sind, etwas Unerhörtes und Fruchtbares zu machen: ausbrechen aus der herkömmlichen Sprache und einbrechen ins Wesen der Rede, sich einschreiben in eine Geschichte und zugleich aus ihren Determinierungen herausfinden.



Die Ortswechsel ermöglichen einen neuen Blick, ein anderes Denken

In einem Gespräch mit ihrem Leipziger Lyrikerkollegen Jan Kuhlbrodt hat Uljana Wolf einmal über ihre Orte und über Ortlosigkeit gesprochen. »Auf einer konkreten Ebene hat es für mich zwei größere Ortswechsel gegeben, der eine nach Polen, der andere in die USA. Polen hat mir einen Blick auf mich, meine Geschichte, die Geschichte meines Landes (meiner Länder), auf meine Familie ermöglicht. Die Ferne war eigentlich eine intensivere Form von Begegnung. Das Leben in den USA dagegen gibt mir einen großen Abstand zu allem: Sprache, Herkunft, Schreiben, Lesen, Literatur, Literaturbetrieb. Ich konnte ganz neue Formen ausprobieren, über andere Dinge nachdenken. Was die vielen kleinen Orte dazwischen angeht: Diese Auseinandersetzung kennzeichnet ein Zusammenspiel von Überfluss und Mangel. Ich denke, ich habe verschiedene Arten, damit umzugehen. Eine nenne ich la belle indifférence. So wurde im klinischen Jargon des 19. Jahrhunderts jene eigentümliche Gleichgültigkeit bezeichnet, die hysterische Patienten oder

›Konversionspatienten‹ gegenüber ihren Symptomen oder gegenüber den Experimenten der Ärzte zeigten. Wenn ich, wie jetzt, an einem schönen Ort bin, der mir für drei Monate die Arbeit an meinem Gedichtband gestattet, die ich vielleicht besser Zuhause erledigen könnte, aber aus ökonomischen Gründen dort meist nicht erledigen kann, begegne ich diesem Ort mit einer ebenso schönen différence: Ich schaffe einen wohlgesonnenen Abstand. In diesem Sinne bin ich wohl auch ein Konversionstyp.«

Konversion, Conversio, Umwendung, Umkehrdie schöne Gleichgültigkeit bedeutet zugleich, nichts auszuschließen, im einen das andere zu denken, zu übersetzen und rückzuübersetzen, den Text gegen sich und sich gegen den Text zu kehren, ihn dadurch (anspielungs-)reicher zu machen. Uljana Wolfs Gedichte sind in diesem Sinne ortlos und uneindeutig. »Orte und Dichter: Die beste Art, darüber nachzudenken, ist wohl displacement / différence, etwas, das sich in der Sprache abspielt: Nicht entweder-oder, da oder weg, sondern eine Überlappung von Präsenzen, ein fortdauernder Prozess von Verunsicherung und Ausdifferenzierung«, bekundet sie gegenüber Jan Kuhlbrodt.

Die Partitur dieses Prozesses findet man etwa in ihrem Buch Meine schönste Lengevitch. Der Titel bezieht

sich auf einen heiteren Gedichtband von Kurt M. Stein. den dieser 1925 in Chicago veröffentlicht hat und in dem das Englische mit dem Deutschen gekreuzt wird, was absurd-komische Zwittersätze hervorbringt. Bei Uljana Wolf klingt das dann, gepackt in eine Box, so: »ich ging ins tingeltangel, lengevitch angeln. an der garderobe bekam jede eine zweitsprache mit identischen klamotten, leicht gemoppeltes doppel. die spiegel aber zeigten nur eine von uns, ich schluckte: kalte spucke, spuk. hinten hoppelten wortkaninchen aus ashberys hut. zum ballsaal dann, mit meinem zwilling zirkumstanzen, am tresen ein köpfchen kaffee mit mrs. stein. dass ich gespenster seh!, rief plötzlich aus der nische, wo das denken dunkeldeutsch blieb, mr. veilmaker im schlafanzug der philosophen. ein kressekästchen vor der brust, verblüfft: wächst auf einem weißen blatte! ohne alle erde! wurzellos! ich wollte nach paar samen fragen, doch mein zwilling sprang, ging schwofen mit dem mann. wer schatten hat, muss für die spots nicht sorgen, sagte mrs. stein, packte ihre knöpfe ein.« (»Doppelgeherrede«).

Transatlantische Sprach-Rückkopplungen und konkrete Über-Setzungen

Auch in dem 2009 erschienenen Band Falsche Freunde werden transatlantische Sprach-Rückkopplungen produktiv: Falsche Freunde führt das Dilemma und die Freude an der Verwirrung schon im Titel, und hier ist es ebenfalls die Box, die eine Form dafür bereitstellt. Das vertraute Fremde, das in der Rede aufscheint und zugleich anverwandelt wird, ist das Thema dieses Gedichtbandes. Falsche Freunde ist eine Bezeichnung für Wörter verschiedener Sprachen, die sich orthografisch oder phonetisch ähneln, aber gleichwohl unterschiedliche Bedeutungen haben. Die erste Abteilung des Bandes, überschrieben mit »DICHTionary«, beschäftigt sich mit solchen Übersetzungsproblemen, etwa zwischen well und Welle, wink (also: blinzeln) und Winkel, zwischen Wendeltreppe und wentletrap, was im Englischen eine Meeresschneckenart bezeichnet: »wär ich ein uferschneck, or more sophisticated: wentletrap, wühlte mich das meer vor deine füße, doch du suchtest, pulend, stur, dem namen nach in meinem haus die weißen treppen nur, und dunkle winkel. draußen gäb ich, ach vergeblich, mit den fühleraugen winke, algenschminke an der wange, wissend, dies

Ш ein rändlicher anstrich im sinne von land, oder glänzender wandsinn brennt dir im kopf. wer kennt ein gespräch über fichten, wen fichts an wenn, »bei stress fallen die nadeln eher ab«. also abnabeln, schnee adeln, die alte unterkunft: »alles markenware«. kalte päckchen, einander in den mund, solange sie reichen, überm deckchen derweil null empfang, nur der wald treibt sein stöberndes amt, er nimmt dich in weiße abführungszeichen. (aus: »Drei Bögen: Böbrach«)



bücher

:: **Meine schönste Lengevitch**. Gedichte. Kookbooks, Berlin 2013

:: Sonne From Ort.

Sonett-Ausstreichungen (zusammen mit Christian Hawkey). Kookbooks, Berlin 2012

:: falsche freunde.

Gedichte. Kookbooks, Idstein 2009

:: BOX OFFICE.

Essay. Stiftung Lyrik-Kabinett, München 2009

:: kochanie ich habe brot gekauft. Gedichte. Kookbooks, Idstein 2005

wird niemals gut, das heißt mit wellen enden, bloß ein rauschen bleibt zuletzt in deinem ohr.«

Der Klangreichtum und der genau komponierte Rhythmus tragen die Prosagedichte. Das Falschverstehen, Wörtlichnehmen oder die

Verschiebung von Redensarten lassen neue Assoziationsräume entstehen.

Den zunächst unscheinbaren politischen Impuls dieser Gedichte erkennt man schließlich prägnant im dritten Teil des Buches Falsche Freunde. »Aliens« greift den Titel suggestiv noch einmal auf. Diesmal geht es um ganz konkrete Über-Setzungen. Für die Einwanderer früherer Zeiten, die in den USA ein Zuhause finden wollten, war Ellis Island die Pforte zum vermeintlichen Paradies der unbegrenzten Möglichkeiten. Dort, auf Ellis Island, »hatte das Schicksal die Gestalt eines Alphabets«, zitiert Wolf Georges Perec und Robert Bober. »Sanitätsoffiziere untersuchten rasch und zügig die Ankömmlinge und zeichneten denen, die sie für verdächtig hielten, mit Kreide einen Buchstaben auf die Schulter, der für die Krankheit oder das Gebrechen stand, die sie ausgemacht zu haben glaubten.« Dieses Alphabet der Examinationen dekliniert Uljana Wolf in ihren präzisen Gedichten durch, und sie streift dabei die Hoffnungen und Wünsche der Einwanderer ebenso wie ihre Vergangenheiten, die sie zurückgelassen haben. Und die sie doch als schweres Reisegepäck weiter mit sich schleppen.

Uljana Wolf spielt in diesen und in all ihren Gedichten kunstvoll mit den Fallstricken der Sprache und verliert dabei kein überflüssiges Wort. Man kann sich als Leser in ihrem noch schmalen Œuvre spielend verheddern - oder innehalten und andere, zweite Wahrheiten, zweite Sprachen und unendlich mehr Sprechweisen entdecken. »Ich schreibe nicht wahnsinnig viel, und das Wenige wird dann noch einmal gewogen«, sagte Uljana Wolf ganz am Anfang ihres Schreibwegs im Interview mit dem Deutschlandfunk. »Mir ist nichts, das klingt vielleicht jetzt pathetisch, mir ist nichts abholder, als zu viele Worte in die Welt zu setzen, die überhaupt nicht da sein müssen. Und es wird so viel geschrieben und gesagt, und gerade in der Lyrik darf das nicht sein.« ::

Rafik Schami zum Siebzigsten

Porträt eines gar nicht unpolitischen Autors

Von Sabine Berking

Er sei ein hoffnungsvoller Pessimist, behauptet Rafik Schami von sich selbst. 1970 verließ der damals 24-Jährige Syrien, weil dem oppositionellen Querdenker dort die Luft zum Atmen und die Freiheit zum Schreiben fehlten. Mehr noch, als Mitglied einer Untergrundorganisation gegen die erstarkende Militärjunta des Diktators Hafiz al-Assad musste der Student um sein Leben fürchten. Dass nach fast einem halben Jahrhundert, in dem er den Boden seiner Heimatstadt Damaskus nie wieder betreten hat, nicht nur er nicht nach Syrien zurückkehren kann, sondern ihm Syrien in Gestalt von Hunderttausenden Flüchtlingen in sein deutsches Exil folgen sollte, wird sich Rafik Schami selbst in seinen schlimmsten Albträumen nicht ausgemalt haben.

Seine Heimat, an die der aus einer Familie aramäischer Christen stammende Autor keinen Tag aufgehört hatte zu denken und in die er täglich schreibend und erzählend zurückkehrt, hat sich in ein Massengrab verwandelt. Doch die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, und als hoffnungsvoller Pessimist gibt er sie nie auf. In Tübingen rief Rafik Schami vor einigen Jahren den Verein Schams e.V. ins Leben, was übersetzt »Sonne« bedeutet. Er unterstützt Bildung und psychosoziale Betreuung von entwurzelten und traumatisierten Kriegskindern aus Syrien, der Türkei und dem Libanon.

Rafik Schamis jüngster, 2015 erschienener Roman Sophia oder der Anfang aller Geschichten vermittelt als Politthriller erster Güte tiefe Einblick in die sozialen und politischen Ursachen des blutigen Bebens, welches das Land inzwischen verwüstet, eine viertel Million Tote gefordert und die Hälfte der über zwanzig Millionen Syrer in die Flucht getrieben hat. Das Buch ist das bisher politischste des Autors, doch dass er mit dieser Geschichte, in der wie immer bei Rafik Schami tausendundeine Geschichten ineinander verwoben sind, die dramatische Entwicklung vorausgesehen habe,

weist er von sich und wird nicht müde zu betonen, er sei zwar ein politischer Mensch, aber kein politischer Autor.

Toleranz gegenüber dem Anderen und dem Fremden

Das ist wahr und ist doch zugleich ein Missverständnis. Allzu einseitig hat man hierzulande Rafik Schami, zu dessen Lesungen inzwischen nicht mehr Dutzende, sondern Hunderte, ja Tausende Zuhörer kommen, der landauf, landab Stadthallen und Theatersäle bis auf den letzten Platz füllt, in der Rolle des orientalischen Fabulierers im Stil von Tausendundeiner Nacht gesehen und dabei vergessen, warum Scheherezade so lange und so ausschweifend erzählte: Weil sie im Falle des Versagens schlichtweg einen Kopf kürzer gemacht worden wäre. Sie fabuliert um ihr Leben und um das vieler Frauen, denn nachdem König Schahrayâr von seiner Ehefrau betrogen wurde, will er nun täglich heiraten und seine Angetraute am nächsten Morgen töten, um nicht nochmal gehörnt zu werden. Ein eitler, rachsüchtiger Barbar, den die Literatur zivilisierte!

Nun musste Rafik Schami im deutschen Exil nicht mehr um sein Leben fürchten, doch wer seine Märchen, Erzählungen, Kinder- und Jugendbücher, seine Tagebuchaufzeichnungen nach dem 11. September 2001 und die drei großen, seit 2004 erschienenen Romane mit einer anderen als der Orientalismus-Brille liest, wird erkennen, dass sich die opulente Ornamentik zu zwei großen Thema zusammenfügt: Toleranz gegenüber dem Anderen, Überwindung der Angst vor dem Fremden, die von skrupellosen Machthabern und Demagogen immer wieder geschürt wird, und der Clan, der immer der Anfang von allen üblen Enden war und der die arabischen Länder seit Jahrzehnten daran hin-



dert, das zu werden, was die dort lebenden Menschen längst verdienen: Demokratien.

In einem Interview räsonierte Rafik Schami darüber, warum der in London als Augenarzt ausgebildete und mit einer dort erfolgreich arbeitenden Frau verheiratete Bashir al-Assad überhaupt die Rolle des brutalen Machthabers übernommen habe, nachdem sein für diese Aufgabe vorgesehener Bruder tödlich verunglückt war. Die Antwort wird nur jene überraschen, die mit der Machtdynamik von Mafia-Clans nicht vertraut sind: weil er ansonsten selbst umgebracht worden wäre!

Der Westen, auch daran ließ Rafik Schami nie einen Zweifel, hat diese Clans nur allzu bereitwillig unterstützt und tut – so schrieb er in einer Art Selbstinterview in der *tageszeitung* 2012 – dies letztlich bis heute, indem Prominenz-Journalisten den deutschen Lesern und Zuhörern die Diktatoren als menschelnde Machthaber näherbringen, auf die man zur Lösung der Konflikte nicht verzichten könne. Sich in die notorischen Talkshows zu setzen, in denen immer aufs Neue recycelte Experten und Politiker sich das Lamento von Islamismus und gescheiterten Demokratiebewegungen um die Ohren schreien, dazu ist dem Schriftsteller seine Zeit zu schade. Er hat seinen Verlag angewiesen,

solche Einladungen abzulehnen, seine Bücher verkaufen sich auch ohne derartige PR-Gags bestens.

Rafik Schamis Weg vom politischen Flüchtling über den promovierten Chemiker hin zum deutschsprachigen Erfolgsautor verlief einerseits in rasantem Tempo, andererseits brauchte es Jahrzehnte, bis aus dem Autor der Gastarbeiterliteratur der Gruppe »Südwind« über den orientalischen Märchen- und Geschichtenerzähler der deutschsprachige Romanautor Rafik Schami wurde. Über vierzig Jahre ging er mit seinem ersten großen Roman Die dunkle Seite der Liebe (2004) schwanger, der auf einen Ritualmord in seiner Kindheit zurückgeht. Inzwischen zählt die Liste seiner Buchveröffentlichungen mehr als sechzig Titel. Seine Werke, allen voran die Romane, wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt. Kommenden Generationen werden sie ein sinnlich-literarisches Zeugnis davon sein, was und wie Damaskus einmal war, ganz ähnlich denen des ägyptischen Literatur-Nobelpreisträgers Nagib Mahfuz über Kairo. Dass dieses literarische Vermächtnis in unserer Sprache existiert, in einer Art Ost-Westlichem Divan, wie ihn sich Goethe nicht besser hätte vorstellen können, ist ein Glücksfall für die deutsche Literatur. Rafik Schami hat zuweilen bedauert, dass er in der fremdsprachigen Welt oft einseitig als syrischer und nicht

als deutschsprachiger Autor wahrgenommen wird. Dabei beherrscht er die deutsche Sprache nicht nur in all ihren Facetten, er liebt sie geradezu körperlich, und das merkt man seinen Texten an. Auf dem Weg zum Schriftsteller, der sich mittels der deutschen Sprache immer wieder in seine Heimatstadt zurückversetzt, hat Rafik Schami Hunderte von deutschen Romanen, Gedichten und Erzählungen gelesen, rezitiert, ja sogar abgeschrieben, damit sie den Weg über die »Hand ins Herz und ins Hirn« nähmen. Er hat Lieblingsworte in unserer seiner Sprache, wie zum Beispiel Raureif. Mit solch emotional aufgeladenen Worten führt er uns in die verwinkelten Gassen der Damaszener Altstadt, in die Küchen und Schlafzimmer der Liebenden, in die Folterkammern der Diktatoren. Er zeigt uns, dass die Antworten auf die Krisen in der arabischen Welt nicht unbedingt im Westen liegen können, sondern dass es in der Geschichte der Region genügend Ansätze für eine Demokratisierung gibt, in einer Zeit, als die islamische Welt im Gegensatz zu Europa ein Ort der Aufklärung und der Künste war. Gerade Damaskus, diese älteste ununterbrochen bewohnte Stadt der Erde, galt lange Zeit als Musterbeispiel für Toleranz zwischen Völkern und Religionen. In seinem 2008 erschienenen Roman Das Geheimnis des Kalligraphen erhalten wir nicht nur Einblicke in die jahrhundertealte Illustrationskunst der Muslime, sondern auch eine Vorstellung von den Kämpfen zwischen Reformern und Konservativen innerhalb des Islams.

In der schönen deutschen Sprache orientalische Erzählkunst zelebrieren

Die syrischen Flüchtlinge, die nun hier ankommen und die deutsche Sprache lernen, werden jedenfalls Augen und vor allem Ohren machen, wenn sie erfahren (falls sie es noch nicht wissen), dass einer der bekanntesten deutschsprachigen Autoren ein Landsmann ist, der noch dazu seit vierzig Jahren Märchen, Erzählungen und umfangreiche Romane publiziert, die nahezu allesamt in Syrien spielen. Zwar gibt es einige seiner Bücher hierzulande auch auf Arabisch, in der arabischen Welt und erst recht in Syrien wurden sie jedoch nie verlegt.

Es scheint, als falle dem begnadeten Fabulierer nun eine Rolle zu, die er sich vielleicht selbst nicht aussuchen würde. Stand der Name Rafik Schami, ein Pseudonym, das bekanntlich »der Freund aus Damaskus«



- Auswahl -
- :: **Sophia oder Der Anfang aller Geschichten**. Roman. C. Hanser, München 2015
- :: Meister Marios Geschichte.Mit Illustrationen von Anja-Maria Elsen.C. Hanser, München 2013
- :: Der Mut, die Würde und das Wort.
 Von der Verpflichtung, den Mund aufzumachen. Edition syndikat, Karlsruhe 2013
- :: Das Herz der Puppe.
 Kinderbuch mit Bildern von Kathrin
 Schärer. Deutscher Taschenbuch Verlag,
 München 2012
- :: Eine deutsche Leidenschaft namens Nudelsalat und andere seltsame Geschichten. Deutscher Taschenbuchverlag, München 2011
- :: Die Frau, die ihren Mann auf dem Flohmarkt verkaufte. Oder wie ich zum Erzähler wurde. C. Hanser, München 2011
- :: **Das ist kein Papagei**. Mit Bildern von Wolf Erlbruch. C. Hanser, München 2010
- :: Das Geheimnis des Kalligraphen. Roman. C. Hanser, München 2008
- :: Damaskus im Herzen und Deutschland im Blick. C. Hanser, München 2006
- :: **Der Kameltreiber von Heidelberg**. Geschichten für Kinder jeden Alters. C. Hanser, München 2006
- :: Die dunkle Seite der Liebe. Roman. C. Hanser. München 2004

bedeutet, lange Jahre für einen Vermittler zwischen Orient und Okzident, der uns im Westen die arabische Kultur, ihre Stärken und Schwächen, erklärt, so wird er nun vielleicht bald den Neuankömmlingen, die über kurz oder lang in seinen Lesungen auftauchen werden, Deutschland und die Deutschen erklären.

Sie werden dann von ihm erfahren, dass Pünktlichkeit keine dumme Marotte, sondern praktisch und höflich ist, dass es befriedigt, ein Stipendium als der Beste zu erhalten und nicht, weil man mit jemandem verwandt ist, der die Stipendien vergibt. Vor allem aber werden sie hören, dass die deutsche Sprache schön ist und dass man in und mit ihr sogar die arabische Erzählkunst zelebrieren kann, die wie ein Meer aus Geschichten ist: Je tiefer man taucht, desto deutlicher sieht man, dass es keinen Meeresgrund gibt.

Es gibt das Lied der Ilma Rakusa, das singt, sie singt

»Schwarzes Meer. Wie schwarze Sonne.

Das sitzt noch heute als Sehnsuchtsmetapher«.

Ilma Rakusa

Von José F.A. Oliver

selbst dort, wo

Schatten Sonnenmünder zeichnen – »ein Lichtanknipsen« wie sie sagt. Dort, wo der dichte Wald ein Tintenschwarz ausschüttet und Plötzlichkeit passiert. Wie im Übertritt bei Grenzgefahren. Und dort, wo unverhofft die Phantasie, die wild aus ihren Angeln Träume treibt, den Mut skizziert. Ein ungebändigt verstörend zartes Farb-Imaginieren. Jedes Versteck wird aufgefaltet, angerichtet. Nicht entblößt. Das wäre ein Fauxpas. Und dort singt es (durch sie), wo helles Sehen, nicht Geblendet-Sein, den unwegsamen Plural der Dunkelheitsgewähr ins Mögliche der Machbarkeit aufschnürt. Riecht so die Freiheit?

Im Dichter(innen)-Sein ist Trostverbund. Ein Sich-Verbünden. Ein Wörterband der Zuversicht. Es geht bei ihr ums Ganze. Immer.

Es geht um das, was nicht erreichbar (scheint) und sich deshalb selber Wort wird. Und bei sich ist. Und ganz und eins. Denn wo sie ist und sich befindet, die Dichterin – das klärt sich schnell. Ilma Rakusa weiß um die (oft grausam gewirkten) Durchschaubarkeiten und die Herausforderungen, um das Menschen-Los ins Wortgeviert – nicht zu bannen – sondern zu befreien. »Es ist keine Frage/des Willens wo ich bin nämlich/vor der Wand im Papier.«

Mit jedem ihrer Texte entsteht die Aufgabenhürde neu, wächst sie ihr zu. Und dementsprechend ist es ihr ein Herzbegehr, sich aus dem Tross ihrer Gedankengärten, bisweilen insgeheim verspielt, fremd und nah zu portraitieren. Her zu würfeln. Wie Charaktere Ernsthaftigkeiten tragen, die man setzt oder bewegt und ins Spielgeschehen einbringt. Man traut sich und man traut sich zu. Sich selbst und anderen:

Nicht eine Prinzessin –
ein Nachtfalter ein Siebenschläfer
eine Kindfrau eine Meerträumerin
eine Schnellgeherin eine Klavierspielerin
eine Buchnärrin eine Mönchin
eine Zettelsammlerin ein Zikadenmädchen
eine Weltforscherin eine Kopfreisende
ein Wüstenfuchs ein Angsthase
eine Vatertochter und dein Pläsier

Keine Farce aus Billig-Ironien, kein sattgefressener, vom Überfluss gemästeter Zynismus und kein verletzender Sarkasmus. Weil das Menschliche, die Hilflosigkeit im Menschensturz nach Poesie verlangt.

Die Mehrsprachige sinniert im W:erden und möchte allenthalben erden. Ihr Atem-Trank ins Werden, das im Grunde ohn' Unterlass ein Unterwegs aufwirft und ist. Mit einem unaufdringlich fein gebildeten Stimmenvermehren und den mit Sorgfalt ausgewählten Haltungen all derer, die aus ihrer Sprachkunst literarische Figuren wurden. Sind.

Aus Fragmenten Alltagsbilderbrüche von Menschen, die sich offenbaren. Manchmal sind die Bilder Blütenkelche. Offen.

Ilma Rakusa ist in ihren Gedichten ein Vielfalts-Ich. In ihrer Prosa Mit- und Gegenspieler(in). Erzählungen, die eigentlich Narrations-Poeme sind. Das ist das schwebend-sanfte Licht-Geheimnis ihrer Arbeit. Sie berührt und macht den Leser fühlen. Von außerhalb



und durch Andere und doch vom Anderssein in uns und ihr geführt. Poeme, die erzählen wollen, erzählen müssen. Vom Trost poetischer Zerbrechlichkeit. Von den Gewändern – Wortmanteltücher – der sich ergebenden, ihr zufliehenden Sprachen. Ihrer Sprechlandschaften, die sie schöpfen, da sie immer Gehversuche sind und b:leiben. Auch wo der Gang entschlossener daherkommt, hat er es nie eilig. Ihre Erzählungen sind der Entschleunigung gewidmet. Was wir erfahren ist verlässlich: »Zum Sichtbaren gehört das Verborgene«. Das zehrt nach Innehalten, begehrt Meditation.

In ihrem Buch Mehr Meer schenken ihre Kindertage Zeugenschaft. Sie ziehen sich wie kosmisch-weite Orientierungsfäden durch ihr gesamtes Werk: »Jedes Mal von neuem erlebe ich die Verwandlung meiner Camera obscura in eine Wunderkammer und mein Alleinsein als Glück.« Schon in frühen Jahren die nachmittägliche Kinds-Erkenntnis, die sie mit abenteuerlicher Neugier im Reich ihres Siesta-Zimmers in Triest verortet und nachspurt. Dem Geheimnisvollen leiht. Für künftige Notierungen - auch wider die schön-melancholischen Kindheitsträumereien, als Triest in erwachseneren Jahren ihres Wissens andere Stadtbiographien und Ruchlosigkeiten freigibt. Und daher will ich bereits an dieser Stelle meiner zaghaften Annäherung an Ilma Rakusas Œuvre, ihr, der aufmerksamen, eine erste Verdichtung widmen, die sich aus ihren eigenen Zeilen nährt:

»aber Angst keine«

& ist ihr lied ein großes »O«
& schiffe, fische
& Miramar & Faro
& kinderschaukelleichtigkeit
oleander, rebe, rosmarin
& lorbeer, immergrün & tang
& muschel, blau & weiß
& stein & wärme, wind
& wasser, wasser
sich sträubend wasser, welle
als wäre dort erlösung. Ist
: die gedrehte gischt.

Es gibt das Lied der Reisenden, den redlichen Nomadenrhythmus einer Pilgerschaft, die keine Angst vor Koffern hat. Das zeichnet sie aus, die Dichterin. Ihre Bündel bergen Wege, die zu gehen sind und doch den Ort der Einkehr schaffen. Die tägliche Rast - »Im übrigen bist du dein eigenes Haus. Unterwegs oder nicht, Obdach gewährst du dir selbst.« Welch Proviant!

Es gibt das Lied der Meerin und sie, Rakusa, ist ihre Meerlingsfrau: »Und ich stellte mir vor, dass es leicht zu beschreiben sei. Das Meer unter mir. Blau, nein, weiß, nein, grün, nein eins mit dem Himmel, nein kraus, nein glatt, nein alles das und noch mehr. Wie fass ich das Bewegte. Es ist so schön. Ich spar es aus«, bekennt Ilma Rakusa in ihrem Erzählungsband *Durch Schnee*, wo sie in einer ihrer scheuen Geschichten aus der »Tür zum Meer« aufbricht. Nicht umhin kommt, aufzubrechen. Es ist ihr Credo: »Ich gehe, ich bin.«

Ilma Rakusa, die Meerische. Und ständig im Wort. Als Wellengang Barke Brandung Abschiedsankunft ohne Punkt und Komma, indes mit strengem Formbewusstsein, das die Form an sich und ohne prätentiöse Eitelkeit erfährt und wortgeschliffen trifft. Das ist großes Schreiben. Chapeau!

In diesem Lied, das Lieder *ist*, entsteht ein Filigranes der Distanz. Nicht der konstruierten. Das ist nicht ihr Ding. Nein, Ilma Rakusa greift einfach auf und wägt die Stille aus dem Glutkern fremder Namen und derer, die diesen Namen hilflos ausgeliefert sind. Ein Betrachten der Verhältnisse und die unerschütterliche Wahrnehmungsgabe einer Beobachtung wider jegliche Not. Deren verschlossene Fenster Abschied heißen und Einsamkeit – nicht Alleinsein. Die Ereignisse der Dinge klarer zu benennen, entwirft ihr Ziel. Um die Freude doch noch einzuladen. Das ist ihre Kunst. Auch dafür kämpft sie. »Durch die Freude wird der Sinn sesshaft, aber durch die Schwermut geht er ins Exil.«

Ilma Rakusas Schreiben ist eine Gabe, die sie angenommen hat. Schon früh. Ein Talent, das in die Augenblicklichkeit des Lesens Dauer pflanzt. Das aufwühlt, stocken macht und wärmt zugleich. Die aufrührerische Wärme einer Klarheit, die ins Ungewisse zeigt. Durchaus von Ahnbarkeiten sekundiert. Sprach- und Wortschnittwinkel, die Bilder bloß und reiner konturieren. Wie konsequent ersehnte Tage, aus denen sich Ge:schichten schälen. »Ich hadere nicht. Das hat mir Vater, der nie und nirgends haderte, wortlos ausgetrieben. Ich stelle nur Fragen, eiliger, als ich Antworten geben kann.«

Ich vermute, gerade deshalb hat es ihre Literatur um so »uneiliger« in ihrem Sound der (menschlichen) Natur und ihrer Gezeiten. Gedichte haben es nicht eilig. Narrations-Poeme auch nicht.

Wo Ilma Rakusa Vater-Sätze wie diese postuliert, höre ich sie. Und ich vernehme den Tonfall ihres Schreibens. Einmal sagt sie: »Ich spreche von der Heimlichkeit der Sprache, vermeide es aber, auf die Parallele von Schreiben und Schreien hinzuweisen.« Das ist von verwegener Poesie. Da begehren Sätze auf, die werden zum Schrei. Einer von ihnen lautet – sie spricht von Maurice in der gleichnamigen Erzählung: »Schweigsam und schnell und romanhaft wie alle aus der Welt Gefallenen.«

Es gibt einen Tonfall des Schreibens, der später - lange nach dem Verweilen in ihren Büchern – noch nachklingt. Vielleicht, weil ich den Schrei kenne, der das Schreiben quält. Als Notwendigkeit und Läuterung. Nachzuhorchen, wie man eine Fährte mit den Augen abmisst, wenn in ihnen die Ruhe des Betrachtens einkehrt. Ein Durchatmen, das versöhnlichere Bilder streut und das sich lust-poetisch, schier erotisch, der Haut anschmiegt. Der sensiblen Haut aller, die bereit sind in ihrer Vorstellungskraft auch zu reisen oder aber realiter zu Reisenden gemacht wurden.

Ilma Rakusa zu lesen bedeutet, sie in einer Genauigkeit und im Taktgefüge einer Präzision zu erleben, die selten ist im Literarischen deutscher Sprache. Ihr nachzuweilen reizt, ihren Wörterteppich mit zu weben. Nicht als »Kritzelgeräusch« auf dem Papier oder als Stakkato-Puls einer Tastatur unterm Bildschirm, vielmehr als ein Erfahren dessen, was Welt auffächert. Ihre Gedichte und ihre Prosa wissen genau um das große Lebens-Gedicht, sich selbst zu sein. Um den respektvollen Umgang im Mit- und Untereinander. Sogar die Kälte singt und Zürich. Als metaphorische Stadt des Nordens, sobald Ilma Rakusa literarisch aufgreift, was Menschen sagen. Nicht in einem Plauderton. Niemals. Es geht ums Wesentliche. Ihre Protagonisten erzählen nicht, sie werden erzählt. In dem, was sie sagen. Ilma Rakusa fügt das Gesagte zur wundersamen Miniatur. Fragen, die Antworten weisen. Einschreibungen, in denen all ihre Erzählungen, all ihre Gedichte ihre unverwechselbaren Spürsinn haben.

Und so möchte ich ihr gratulieren – zu ihrem Siebzigsten. Herzlich und voller Bewunderung:



- Auswahl -
- :: Einsamkeit mit rollendem »r«. Erzählungen. Droschl, Graz 2014
- :: Aufgerissene Blicke. Berlin-Journal.
 Literaturverlag Droschl, Graz/Wien 2013
- :: Fremdvertrautes Gelände.
 Essays. Band 1–2. Thelem Verlag,
 Dresden 2011
- :: Mehr Meer. Erinnerungspassagen. Literaturverlag Droschl, Graz / Wien 2009
- :: **Garten, Züge**. A story and ten poems. Edition Thanhäuser, Ottensheim 2006
- :: **Zur Sprache gehen**. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2005. Thelem, Dresden 2006
- :: **Durch Schnee**. Erzählungen und Prosaminiaturen. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2006

fremdbiographisch

kleines tröpfchen, sag
»zigeunergeige, klarinette«. Was einst
schier windbewehrt & jalousiensacht
ist meerlingsfrau geworden. Du
warst schon immer meerisch
& übersetzend
deinen abschiedsort mit ankunftsküsten

la mar el mar/das leben, quergewandert & stilllebenreif nicht wirklich (auch nicht im »unmutsgrau« der finstertage)

& b:leibst die eine die sich nichtsdestotrotz über alle koffermünder freut aus w:orten & zuhause ist, was sich niemals wieder festhalten lässt. Darin die einsamkeit

im sommer die herbstzeitlose winter & ist das lenzgedicht aus meerin meer & schnee der schaumzerstreut die pelzhandschuhe trägt & immer wieder schneewortkundig die gedichte aus weiß & nichtweiß/zu jeder jahreszeit ist sprache dir ein fluss, ganz wassersprache & in jedem letzabschied berührt uns neu die sanfte stille, deine, die vorweggenommen ein »umwimmeltes« begehren/aufbegehren reißt ungebeugt, schrei:b weiter!

::

Nachruf

Zur Erinnerung an Dante Andrea Franzetti (1959–2015)



Von Klaus Hübner

22 Jahre ist es her, und man kommt nicht umhin, der damaligen Jury ein großes Kompliment zu machen: Den Chamisso-Preis 1994 erkannte sie einem nur wenigen Literaturexperten bekannten, italienisch- und deutschsprachig aufgewachsenen 34-jährigen Schweizer zu, der als Journalist für Zeitungen und Rundfunk arbeitete und mit drei ganz besonderen Prosatexten auf sich aufmerksam gemacht hatte: Dante Andrea Franzetti. Das war seinerzeit zweifellos eine mutige Entscheidung. Dass sie richtig war, hat Franzetti seitdem mehr als einmal bestätigt - vor allem dadurch, dass er weiterhin das tat, was von einem Chamisso-Preisträger erwartet wird: außergewöhnliche, sprachlich und stilistisch brillante, gesellschaftlich relevante, unterhaltsame und sein Publikum immer wieder tief berührende Literatur zu schreiben. Und die Verbindung zu Chamisso nicht abreißen zu lassen. Niemals im Leben.

Seine erste Erzählung hieß Der Großvater (1985). Ihr Protagonist ist ein 1885 im italienischen Dorf Limoli geborener Maurer, ein eigenwilliger Mann, dessen Beobachtungs- und Erzähltalent außerordentlich ist. Sein Enkel schildert in einem in einfachen Sätzen gehaltenen, bisweilen ins Beschwörend-Magische übergehenden Prosamosaik das durch Arbeit, Familie, Freunde und Regionalgeschichte geprägte Leben dieses Mannes. Aus erinnerten Episoden, Fotos, ja aus einzelnen Wörtern gewinnt der Erzähler seine eigenen Wurzeln und damit seine Geschichte zurück. Es folgte Cosimo und Hamlet (1987), ein von literarischen Zitaten und Anspielungen durchwebtes, Themen, Motive und auch Sprachen durcheinander wirbelndes, oft beinahe pointillistisch wirkendes Porträt von Kindern italienischer Migranten, die in den sechziger und siebziger Jahren in Zürich aufwachsen und ihre sich erst ausbildende Identität mit der Frage nach ihrer Herkunft und Heimat unlösbar verbunden sehen. Und schließlich der Autor war gerade dreißig Jahre alt - der multiperspektivische Prosatext *Die Versammlung der Engel im Hotel Excelsior* (1990), der eine Kindheit anschaulich macht, indem sein Erzähler den Dingen ihr Geheimnis und ihre Sprache entlockt. Alle drei Werke umkreisen ein Großthema, das die Literatur seit jeher umtrieb: die Suche nach Identität und Selbstvergewisserung. Aber ihre Suchbewegungen spielten, und das war das Besondere und damals Neue an diesen Texten, in einem Raum des Dazwischen. Zwischen jugendlichem Zweifel und erwachsener Gewissheit natürlich, aber eben auch zwischen den Kulturen und zwischen den Sprachen. Und genau das war ausschlaggebend für die Zuerkennung des Chamisso-Preises.

Deutsch und Italienisch, Zürich und Rom, die Schweiz und Italien, Mitteleuropa und der Mittelmeerraum – Dante Andrea Franzetti hat sich dieser Spannung weiterhin gestellt, er hat sie gelebt, und er hat sie produktiv werden lassen. Im Roman *Liebeslügen* (1996), der im Rom des Jahres 1994 spielt und als moderne Variation von Goethes *Wahlverwandtschaften* gedeutet worden ist, stehen zwei Paare um die Dreißig im Mittelpunkt, die sich aus alten Bindungen, Ordnungen und Lügen lösen und eine neue, nicht mehr den Kopfgeburten letztlich unerreichbarer Ideale folgende, sondern vielmehr den Unwägbarkeiten des Lebens sinnlich und heiter vertrauende Phase beginnen. Vertrauen ins Leben!

Nach der Jahrtausendwende kam die Krise. Auch die gesellschaftliche Wertschätzung von Literatur nahm ab, und ihre Urheber mussten mehr denn je schauen, wo sie noch bleiben konnten. Künstlerisch kreativer und brillanter denn je, hatte Dante Andrea Franzetti ausgesprochenes Pech mit seinen Verlagen. Gewiss nicht ohne eigenes Zutun, aber eben doch. Immerhin: Mit *Passion. Journal für Liliane* (2006) schuf er eine »Geschichte der zerschellten Zukunft und der gescheiterten Liebe«. Ein hochpoetischer Versuch

über die Schwierigkeit und letztlich Unmöglichkeit, einer großen Liebe und damit auch dem Leben einer Familie mit zwei Kindern Dauer zu verleihen. Was hat der 44-jährige Privatphilosoph Nerbal falsch gemacht, Franzettis leidenschaftlich leidender Held, dem die ganze durchgestylte »Plastikwelt« als globales Verhängnis erscheint und der jeglichen Zukunftsoptimismus verachtet? Und was hat Liliane nicht begriffen? Welche seiner Gefühle hat sie lächerlich gemacht, wann hat sie ihn verletzt in ihrer unerschütterlichen Weltzugewandtheit? Fügt sie sich einfach nur besser ein »in die ökonomische Gesellschaft, die mit der Vorstellung von Würde nichts anfangen kann«? Das alles und noch viel mehr wird in diesem Buch umkreist, erwogen oder auch nur angetippt, in einem immer luziden, genau gearbeiteten und anregend poetischen Journalstil, der zuweilen an Max Frisch erinnert. Montauk und andere Frisch-Bücher, auch Ingeborg Bachmanns Malina kommen explizit vor. Doch Passion ist mehr als nur Literatur-Literatur. Wir lesen verzaubernde Notate über das oft gar nicht sanfte Gesetz des Lebens, vielfach gebrochene und sensibel reflektierte Prosafragmente, die in ruhiger, dem Thema angemessener Sprache zum Kunstwerk verdichtet sind - und denken lange nach über diese so leise wie schonungslose Analyse unserer so gerne cool übertünchten existenziellen Hilf- und Ratlosigkeit.

Die kaleidoskopartig-gebrochene, äußerst reflektierte Erzählweise von Passion perfektioniert der Autor im Roman Mit den Frauen (2008), und noch intensiver in seinem Meisterwerk Zurück nach Rom (2012). »Man muss eine solche Stadt zerlegen, um sie zu beschreiben«, heißt es dort. Franzetti präsentiert den Moloch Rom, der sich immer weiter ins Umland frisst. Er zeigt den rasanten Wandel einer Kapitale, in der Papisten und Faschisten ebenso zu Hause sind wie Dichter und Träumer. Er entwirft das Panorama eines schier unendlichen Siedlungsbreis mit obskuren Vorstadtbars, in denen eine sich hemmungslos austobende Fußballleidenschaft die Leute nicht nur am Wochenende im Griff hat. Er spürt auch viel Schönes auf, und der Leser ist fasziniert von der Großartigkeit und Poesie dieser Stadt. Zurück nach Rom ist, bei aller Kritik, Trauer und Melancholie, letztlich von einer leicht verschämten, aber unbändigen Liebe zu diesem Stadtmonster getragen: »Rom ist eine in die Jahre gekommene Nutte und Mutter vieler Kinder ... Eine Mutter, die man liebt, deren man sich aber immer ein wenig schämt«. Keine Frage: Zurück nach Rom ist eines der besten Rom-Bücher



- Auswahl -
- :: **Richtig im Kopf**. Kriminalnovelle. Lenos Verlag, Basel 2014
- :: **Zurück nach Rom**. Lenos Verlag, Basel 2012
- :: Mit den Frauen. Roman. Haymon Verlag, Innsbruck/Wien 2008
- :: **Passion**. Journal für Liliane. Haymon Verlag, Innsbruck/Wien 2006
- :: **Liebeslügen**. Roman. Nagel & Kimche, Zürich 1996
- :: Die Versammlung der Engel im Hotel Excelsior. Roman. Nagel & Kimche, Zürich 1990
- :: **Cosimo und Hamlet**. Roman zweier Brüder. Nagel & Kimche, Zürich 1987
- :: **Der Großvater**. Erzählung. Nagel & Kimche, Zürich 1985

unserer Tage. Von der ziemlich ernsten Kriminalnovelle *Richtig im Kopf* (2014), die bei aller Spannung des Geschehens ethische Grundsatzfragen aufwirft – kann ein Mensch schuldig werden, ist er für sich und seine Taten verantwortlich, oder ist es es nicht? –, wäre auch noch zu sprechen. Und von vielen anderen Texten, die dieser Chamisso-Preisträger hinterlassen hat.

Er hat es sich nicht leicht gemacht, sich nicht und seiner Mitwelt auch nicht. Er konnte sehr charmant sein. Er konnte aus dem Stand hochinteressante Kurzvorträge halten, über den Unterschied zwischen Literatur und Journalismus zum Beispiel, über Dante Alighieri und seine anderen künstlerischen Hausgötter, zur aktuellen politischen Lage oder auch zur Situation des italienischen Fußballs. Er konnte jungenhaft lachen. Er konnte sehr finster um sich schauen, schweigen und trinken. Er hat sich selber aus Trauer und Melancholie befreit, und in den letzten Jahren war er, wenn man das so sagen darf, oft glücklich. Er hatte noch viel vor. Einen umfangreichen historischen Roman wollte er fertigstellen, in dem die Schicksale einer Kaffeedynastie aus Mailand und einer Kaffeepflückerfamilie von der Elfenbeinküste ineinander verwoben werden sollten. Einen Verlag finden, der sich seines Manuskripts Tunis, ma belle annimmt. In den Mittelmeerraum reisen, dort leben, immer wieder und immer öfter. Aber erst einmal, Ende Oktober, diese blöde Operation. Damit er seinem Herzen wieder problemlos vertrauen kann. An den Folgen dieser Operation ist Dante Andrea Franzetti am 5. November 2015 gestorben. Er wurde keine 56 Jahre alt. Solange wir seine Bücher lesen, ist er nicht tot. ::

Neuerscheinungen

- :: Artur Becker, Kosmopolen. Auf der Suche nach einem Europäischen Zuhause. Essays. Verlag weissbooks.w, Frankfurt a. M. 2016
- :: Ann Cotten, Verbannt! Versepos. Mit Illustrationen der Autorin. Suhrkamp Verlag, Berlin 2016
- :: Catalin Dorian Florescu, Der Mann, der das Glück bringt. Roman. C. H. Beck Verlag, München 2016
- :: Marjana Gaponenko, Das letzte Rennen. Roman. C.H. Beck Verlag, München 2016.
- :: Abbas Khider, Ohrfeige. Roman. C. Hanser Verlag, München 2016
- :: Esther Kinsky (mit Falk Nordmann), OpOs Reise. Illustriert und mit einem Anhang Faktenwissen über Wale für Kinder ab 5 Jahren. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2016
- :: Radek Knapp, Der Gipfeldieb. Roman. Piper Verlag, München 2015
- :: Sudabeh Mohafez (mit den Bildermachern Rittiner & Gomez), Kitsune. Drei Mikroromane. Edition Azur, Dresden 2016
- :: Selim Özdogan, Wieso Heimat, ich wohne zur Miete. Roman. Haymon Verlag, Innsbruck 2016
- :: José F. A. Oliver, »sorpresa, unverhofft« - Gedichte und Zeichnungen von Federico García Lorca, mit Einschreibungen und Irritationen. hochroth Verlag. Berlin 2015 Ders., 21 Gedichte aus Istanbul, 4 Briefe & 10 Fotow:orte. Mit einem Nachwort von Joachim Sartorius. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2016
- :: Dana Ranga, Hauthaus. Suhrkamp Verlag, Berlin 2016

- :: Saša Stanišić, Fallensteller. Roman, Luchterhand Literaturverlag, München 2016
- :: Ilija Trojanow, Meine Olympiade. Ein Amateur, vier Jahre, 80 Disziplinen. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. Main 2016
- :: Galsan Tschinag, Der Mann, die Frau, das Schaf, das Kind. Roman. Unionsverlag, Zürich 2016
- :: Nellja Veremej, Nach dem Sturm. Roman. Jung & Jung Verlag, Salzburg, 2016
- :: Uljana Wolf, Wandernde Errands. Theresa Hak Kyung Chas translinguale Sendungen. Zwiesprachen - Lyrikkabinett München. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2016

Auszeichnungen

- :: Nino Haratischwili erhielt den mit 8000 Euro dotierten Anna-Seghers-Preis. Die Jury lobte die 1983 in Tiflis geborene, in Hamburg lebende Schriftstellerin - Das achte Leben (für Brilka) -, die auch als Theaterregisseurin und Dramatikerin arbeitet, als »vielversprechende und hinreißende Erzählerin«, deren poetische Kraft mit der von Anna Seghers mithalten könne.
- :: Matthias Nawrat wurde für seinen dritten Roman Die vielen Tode unseres Opas Jurek mit dem Förderpreis zum Literaturpreis der Stadt Bremen 2016 ausgezeichnet. Der Autor wurde von der Kritik einhellig gelobt: Er erzähle in dem Buch »nicht mehr und nicht weniger als die ganze Geschichte Polens«.

- :: Ilma Rakusa bekam den alle zwei Jahre vergebenen und mit 8000 Euro dotierten Manès-Sperber-Preis 2015. Die Auszeichnung wird an Persönlichkeiten verliehen, »deren Schaffen im Geiste Manès Sperbers eine transnationale europäische Orientierung sowie interkulturelles und zivilgesellschaftliches Engagement ausweist«.
- :: Die Stiftung Preußische Seehandlung zeichnete Feridun Zaimoglu mit dem Berliner Literaturpreis 2016 aus. Er ist mit 30 000 Euro dotiert und und mit einer Berufung der FU Berlin auf die Heiner-Müller-Gastprofessur für deutschsprachige Poetik im Sommersemester 2016 verbunden.
- :: Zsuzsanna Gahse nahm im Wintersemester 2015/16 die Poetikdozentur am Internationalen Forschungszentrum Chamisso-Literatur (IFC) der Universität München wahr. Unter dem Titel »Wer spricht wie über wen« sprach sie über die Position des Erzählers in der modernen Literatur sowie über literarische Gattungen bzw. Nicht-Gattungen.

Termine

:: Während der Leipziger Buchmesse stellen sich die beiden neuen Chamisso-Preisträgerinnen in Lesung und Gespräch mit Thomas Schindler vor: Am 17. 3. Esther Kinsky und am 18. 3. Uljana Wolf. Am 19. 3. ist, ebenfalls um 14 Uhr am ARTE-Stand, Radek Knapp mit seinem neuen Buch Der Gipfeldieb zu Gast.

Viele Kulturen eine Sprache

Benannt ist der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1814 veröffentlicht.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

2003	Ilma Rakusa
	Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
	Marica Bodrožić (Förderpreis)
2004	Asfa-Wossen Asserate
	Zsuzsa Bánk
	Yadé Kara (Förderpreis)
2005	Feridun Zaimoglu
	Dimitré Dinev (Förderpreis)
2006	Zsuzsanna Gahse
	Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
	Eleonora Hummel (Förderpreis)
2007	Magdalena Sadlon
	Luo Lingyuan (Förderpreis)
	Que Du Luu (Förderpreis)
2008	Saša Stanišić
	Léda Forgó (Förderpreis)
	Michael Stavarič (Förderpreis)
2009	Artur Becker
	Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
	María Cecilia Barbetta (Förderpreis
2010	Terézia Mora
	Abbas Khider (Förderpreis)
	Nino Haratischwili (Förderpreis)
2011	Jean Krier†
	Olga Martynova (Förderpreis)
	Nicol Ljubić (Förderpreis)
2012	Michael Stavarič
	Akos Doma (Förderpreis)
	Ilir Ferra (Förderpreis)
2013	Marjana Gaponenko
	Matthias Nawrat (Förderpreis)
	Anila Wilms (Förderpreis)
2014	Ann Cotten
	Dana Ranga (Förderpreis)
	Nellja Veremej (Förderpreis)
2015	Sherko Fatah
	Olga Grjasnowa (Förderpreis)
	Martin Kordić (Förderpreis)
2016	Esther Kinsky



Uljana Wolf

HEFT DREHEN
UND VON VORNE WEITERLESEN!